

Rudolf von Gottschall
Aus meiner Jugend — Erinnerungen. Berlin 1898
(Königsberg 1846/1848 – S. 210–260).

Wie eine große Scheune stand das Theatergebäude auf dem Königsgarten, dem es seine langgestreckte, schmucklose Seite zuwendete. Damals wurden die leichten Musen auch nicht wie heute, wo die Universität sich hier erhebt, von den ernsten flankiert. Auch die inneren Räume waren schmucklos — durch einen kleinen, engen Hof erreichte man die Thür und die Treppe, die zu dem Direktionsbureau hinaufführte, wo damals Arthur Woltersdorff seines Amtes waltete.

Woltersdorff war noch ein verhältnißmäßig junger Mann; er hatte die Juristerei an den Nagel gehängt und statt dessen die Theaterdirektion übernommen. Nicht aus jugendlicher Schwärmerei für die Kunst, denn so viel ihm auch die böse Welt nachsagt, diesen Vorwurf konnte sie ihm nicht machen; er war nichts weniger als ein Schwärmer; er war ein sehr praktischer Mann und suchte sich als solcher zu bethätigen in einer Stellung, in welcher er die Ellenbogen frei hatte und nicht wie im Staatsdienst an den grünen Tisch geschmiedet und von den Anordnungen der Vorgesetzten abhängig war. Er hatte Interesse für das Theater, und die Leitung eines künstlerischen Unternehmens war ihm willkommen. Er stammte aus einer reichen Königsberger Patricierfamilie, deren kaufmännisches Ansehen anfangs noch von seinem Vater und seinem Onkel vertreten wurde. Wenn die drei stattlichen Gestalten feierlich mit ihren weißen Halsbinden erschienen, so machten sie einen imponirenden Eindruck, wie wenn der Senat einer alten Hansestadt seine Vertreter in einen Rathssaal geschickt hätte. So besaß er die Mittel für eine Theaterleitung in ausgiebigem Maße. Die Nachwelt flicht bekanntlich dem Mimen keine Kränze, aber die Mitwelt flicht sie auch den Direktoren nicht — und Woltersdorff war in Theaterkreisen sehr mißliebig. Das war leicht erklärlich, denn den Schauspielern und Sängern gegenüber spielte er weder den vornehmen Cavalier noch den gleichstrebenden Kunstgenossen, sondern er behandelte sie etwa wie ein Fabrikbesitzer seine Angestellten, bisweilen auch wie ein Unteroffizier seine Korporalschaft. Er war derb und gelegentlich grob und hatte nach der Ansicht der Theaterwelt etwas Bärenhaftes in seinem Wesen, selbst wenn er nicht mit Pelz und Pelzkragen und Pelzmütze im Winter wie ein Eisbär aus der Polarzone erschien. Sein ganzes Wesen hatte nichts Leichtflüssiges, etwas Schweres, oft ungraziös Zutappendes; er war nicht aus den Kreisen der Künstler hervorgegangen und fühlte sich niemals als *primus inter pares*, sondern er sah die Künstlerschaft eine Stufe unter sich, etwa wie ein vornehmer Patricier auf fahrendes Volk herabsieht; er kehrte ihnen gegenüber nur die rauhen, gleichsam zotigen Seiten seines Wesens hervor. Seine Stimmung ihnen gegenüber war oft eine feindselige; sie machten ihm das Leben schwer genug. Jedem Eigensinn trat er aufs schroffste gegenüber, und da er nicht gerade redegewandt war, riß ihm bei jeder Aufregung leicht der Faden, bis er mit seiner Lieblingswendung „am Ende aller Enden“ die Phrase zum Abschluß brachte. Doch lud er die Vertreter und Vertreterinnen der ersten Fächer bisweilen bei sich zum Thee ein, wo seine spätere Gattin Fräulein Bon den Vorsitz führte und wo er es liebte, seine künstlerischen Zukunftspläne zu entwickeln, denn er hatte stets allerlei Projecte und spielte gern diese Trümpfe aus, wenn ein andächtiges Publicum seinen Thee schlürfte. Oft kam es auch zu kleinen Zwistigkeiten zwischen dem jetzigen Herrn und der zukünftigen Herrin des Hauses, doch wurden diese bald wieder beigelegt. Gegen berühmte Gäste, welche zahlreich herangezogen wurden, war Woltersdorff sehr aufmerksam und gegen Künstlerinnen von Ruf in seiner Art galant; doch wollte die böse Fama wissen, daß diese Höflichkeiten und diese Galanterien aufhörten, wenn sich die Gäste nicht als Kassenmagnete bewährten und daß dann auch bisweilen „der Bär“ wieder zum Vorschein kam. Wie alle Theaterdirektoren hielt er große Stücke auf das Gleichgewicht des Etats und suchte dasselbe, wo es ins Schwanken kam, oft durch künstliche Mittel wiederherzustellen. So erzählt man sich folgende ergötzliche Geschichte. Der Direktor läßt eines Tages seinen Musikdirektor kommen, dessen Frau eine treffliche, stets in erster Linie stehende Chorsängerin war; er drückte ihm seine volle Zufriedenheit aus und erklärte ihm, er werde ihn für seine treue Pflichterfüllung von jetzt ab mit einer Zulage von sechs Thalern zu seinem Monatsgehalt belohnen; Dank verlange er nicht dafür. Der Musikdirektor geht vergnügt nach Hause, wo diese Vermehrung der Einnahmen mit Freuden begrüßt wird. Auch die Frau wird einige Tage darauf ins Direktionsbureau geladen. Woltersdorff sagt zu ihr mit gestrenger Miene: „Sie thun zwar immer Ihre Pflicht; aber ich muß ein paar jüngere

Chorsängerinnen engagiren; mit den alten geht's nicht mehr. Wenn Sie bleiben wollen, muß ich Ihnen sechs Thaler monatlich abziehen!"

Gegen die Mitglieder seines Theaters war Woltersdorff stets unparteiisch und gerecht; er hatte keine Lieblinge und Günstlinge, am wenigsten unter den Damen. Zweifel an seiner Gerechtigkeitsliebe konnten ihn aufs äußerste erregen. Ein Komiker war wegen eines Verstoßes gegen die Theatergesetze in Strafe genommen worden; er beschwerte sich darüber um so mehr, als er sich in keinen günstigen Verhältnissen befand. Woltersdorff entgegnete ihm: „mein Theater ist wie eine Lokomotive, da muß ein Rad ins andere greifen; dasjenige, welches den Dienst versagt, rangir' ich aus.“ Der Komiker erwiderte entrüstet: „Nehmen Sie sich in Acht, daß Ihnen nicht einmal ein solches Rad in den Nacken springt, Sie Blutsauger!“ Dies *epitheton ornans* nahm sich Woltersdorff sehr zu Herzen; er klagte nicht wegen Injurien, aber er fand keine Ruhe, bis der Kapellmeister und die ersten Angestellten ihm einen Schein ausgefertigt hatten, auf welchem zu lesen stand, daß er kein Blutsauger sei.

Viele dieser Eigenheiten nahmen im Laufe der Jahre zu, und sein schroffes Wesen besonders mochte ihn später unnahbarer machen, als im ersten Jahrzehnt seines Wirkens. So konnte es kommen, daß er als die *bête noire* unter den deutschen Theaterdirektoren angesehen wurde und die anderen sich auf die Brust schlugen und Gott dankten, daß sie nicht seien wie dieser Zöllner und Sünder. Und doch war er gebildeter als die meisten und konnte vielen seiner Collegen, die sich eines besseren Rufes erfreuten, hierin einige Points vergeben. Eine vollkommene, akademische Bildung, wie er sie genossen hatte, war damals eine Seltenheit bei den Theaterdirektoren und ist es noch heute. So hatte er auch Vertrauen in sein eigenes Urtheil, las die eingehenden Stücke selbst, und wenn ihm eines gefiel oder er sich Erfolg versprach, so ließ er es alsbald in Scene gehen, ohne erst hinzuhorchen, ob dasselbe an dieser oder jener tonangebenden Bühne gegeben worden und welche Aufnahme es dort gefunden habe. Er hat, besonders in der Blüthezeit seiner Direktion, manche Stück zuerst zur Aufführung gebracht, welches nachher die Runde über die Bühne machte. Im Dictiren der Briefe hatte er eine große Fertigkeit; alles kam klar zu Tage und der Styl gerieth nirgends ins Stocken. Nur bei der Aufführung selbst kam er etwas aus dem Gleichgewicht; er vermochte es nicht in seiner Loge auszuhalten. Wenn ihn etwas aufregte oder wenn ihm etwas mißfiel oder auch bei minder wichtigen Scenen trottete er hinter den Coulissen in nervöser Unruhe hin und her, corrigirte Zettel oder schrieb eigenhändig die Proben auf der schwarzen Tafel auf. Seine Bühnenleitung war keine ruhmstüchtige, sie ging nicht auf Experimente aus, von denen in den Blättern gesprochen wurde; ihr Ziel war das einfach Tüchtige hinzustellen: gute Vorstellungen gut ausgewählter Stücke. Übrigens war er einer der ersten Direktoren, die seitens der Regierung durch einen Titel ausgezeichnet wurden. Dazu gab das Gastspiel seines Opernpersonals am Berliner Hoftheater den Anlaß, bei welchem er die Opern von Dittersdorf und andere Spielopern des vorigen Jahrhunderts, die er vorher in Königsberg seinem Repertoire einverleibt hatte, zur Aufführung brachte. Dies war jedenfalls ein Verdienst und zeugte von der Selbstständigkeit seiner Direktionsführung. Er erhielt den Titel: „Geheimer Commissionsrath“. Auch als Schriftsteller hat sich Woltersdorff versucht, indem er, wie Heinerich Laube, einen eingehenden, gewissenhaften Bericht über seine Theaterführung veröffentlichte.

Er gehörte zu den Theaterdirektoren, die vorher niemals etwas mit der Schminke zu thun gehabt. Das machte mir die Stellung als Dramaturg annehmbarer. Einem aus der Künstlergenossenschaft hervorgegangenen Bühnenleiter hätte ich fremder gegenüber gestanden. Wir waren beide junge Juristen, wengleich er fast um ein Jahrzehnt älter war als ich. Die Stellung eines Dramaturgen ist bei den meisten Bühnen eine nichtssagende, er ist das fünfte Rad am Wagen. Er liest und beurtheilt die eingehenden Stücke, doch der Direktor kümmert sich in der Regel nicht um seine Empfehlungen und gibt nur die Dramen, die an anderen Bühnen, besonders in den Hauptstädten Erfolg hatten. Im Übrigen ist der Dramaturg ein etwas höher gestellter Privatsekretär und mit der Führung der Correspondenzen beauftragt. Meine Stellung war eine andere; das Briefschreiben war gänzlich ausgeschlossen. Die von mir gelesenen Stücke, die ich empfahl oder mindestens als ausführbar bezeichnete, wanderten nicht in den Orkus der Theaterbibliothek; sie fanden bei Woltersdorff eingehende Beachtung; wir besprachen uns darüber und einigten uns über eine endgültige Entscheidung. Außerdem vertrat ich den Direktor, wenn er verreist war, zusammen mit dem Oberregisseur und nicht dieser, sondern ich allein leitete die Leseproben, die ich eingeführt hatte. Der gemeinsamen Lesung schickte ich stets eine Charakteristik der Stücke voran, hob ihre Eigenart und Tendenz und den inneren Zusammenhang der Handlung hervor, entwarf ein Bild der einzelnen

Charaktere. So waren die Darsteller stets vollständig über die Dramen selbst orientirt; kein Mitwirkender tappte im Dunkeln, während die künstlerische Selbständigkeit doch in keiner Weise beeinträchtigt wurde.

* *

*

Während meiner zweijährigen dramaturgischen Thätigkeit in Königsberg sind zwei Stücke von mir zur Aufführung gekommen, über die ich hier zusammenfassend berichten will. „Die Blinde von Alcara“ war mein erstes Schauspiel, das überhaupt auf die Bühne gelangte. Ich wohnte den Proben bei und es interessirte mich lebhaft, das Bühnenbild vor meinen Augen erstehen zu sehen. Das war lehrreich für einen jungen Dramatiker; ich hatte überdies, da ich bei der Leitung der Bühne mitbetheiligt war, das Recht, überall mitzusprechen, wie das ja auch bei anderen Proben der Fall war. Ich muß bekennen, daß in bühnentechnischer Hinsicht die „Blinde von Alcara“ zu meinen besten Stücken gehört, die Steigerung ist tadellos und die Actschlüsse durchaus wirksam. Wenn sie damals nicht ihren Weg über die Bühne machte, so lag dies an der Sprödigkeit des Stoffes, der vielfach Anstoß erregte und besonders bei einer Aufführung in Leipzig, die damals Marr, der vortreffliche Oberregisseur, veranstaltet hat, eine Ablehnung seitens des Publikums zur Folge hatte, während die Kritik dem Schauspiel viel Gutes nachzusagen wußte. Heutigentags würde Vieles, was damals Anstoß erregte, als ein Vorzug gerühmt werden; denn das Stück hatte Ähnlichkeit mit den Probedichtungen, die von den Jüngsten und Modernsten jetzt geschrieben werden nur nicht in der dichterischen Einkleidung, obschon auch diese bereits anfängt in den Werken einzelner moderner Dichter die rohe Lebensprosa zu verdrängen. Ja, ich war ein Parteigänger französischer Dramatik, und auch als Dramaturg brachte ich Stücke zur Aufführung, wie „Clarisse Harlow“ mit der großen Verführungsscene, welche damals auf deutschen Bühnen etwas Unerhörtes schien, während wir heute in „Sodoms Ende“ von Sudermann und anderen Stücken an Ähnliches gewöhnt worden sind. Als Dichter von „Maria und Magdalena“ stand ich *à la* Nietzsche ein wenig jenseits von gut und böse und lag im Krieg mit der herrschenden geschlechtlichen Moral. Auch „Maria Magdalena“ von Hebbel brachten wir auf die Bühne, trotz des eingestandenen pathologischen Zustandes der Heldin; heutzutage nehmen ja auch erste Bühnen keinen Anstoß daran. An dieses bürgerliche Schauspiel knüpfte meine „Blinde von Alcara“ mit Bezug auf den Grundgedanken an. Der Sekretär in Maria Magdalena sagt: „Darüber kann kein Mann hinweg“ und dadurch wird das Stück zur Tragödie. Im Ganzen ist dies der in den bevorzugten Kreisen und in der Belletristik herrschende Moralbegriff; beim Volke kommen hunderte und tausende darüber hinweg, ebenso im Reiche der Künstlerinnen. Daß aber auch dieser Moralbegriff, wo er Gültigkeit hat, eine Schranke haben muß, wo seine Geltung aufhört, daß auch ein entehrtes Weib Hand und Herz eines edlen Mannes gewinnen kann; das war eine Fortbildung des Grundgedankens der „Maria Magdalena“, ein weiterer Schritt in der Dialektik der geschlechtlichen Moral. Immerhin enthielt der Stoff eine Zumuthung an die bürgerlichen Kreise des Publikums, welche einige Vorbeugungsmittel nöthig machte. Kein Geringerer als Karl Rosenkranz, der Philosoph, der auf Kants Lehrstuhl saß, verstand sich dazu, einen vorausgehenden Kommentar des Dramas in der Hartungschen Zeitung zu schreiben und ihm gleichsam ein Zeugniß auszustellen, daß es unschädlich sei für die öffentliche Moral. Später bekundete Rosenkranz noch sein Interesse für das Stück durch einen Aufsatz in Roetschers Dramaturgischen Jahrbüchern, in welchem er besonders eine geistreiche Parallele zwischen der „Blinden“ und „Maria Magdalena“ durchführte. Gedeckt durch eine solche Autorität, konnte das Stück mit allen Wagnissen ungefährdet über die Bühne gehen, und es errang einen unbestrittenen Erfolg.

Den Stoff in seinen Grundzügen hatte ich einer Novelle von Soulié entlehnt, *aber si parva licet componere magis*, etwa wie Shakespeare und seine Zeitgenossen ihre Stoffe italienischen Novellen entlehnten. Es war eine vollständige Neudichtung; nicht bloß die dramatische Inszenirung war mein eigen, auch die Charakterzeichnung, die bei mir ihr Licht vom Grundgedanken des Ganzen empfang, ferner der Dialog von Anfang bis zu Ende, mochte er nun in Versen oder in Prosa gehalten sein, die beide mit einander wechselten. Bei Soulié spielte die Handlung im modernen socialen Leben; ich suchte für sie einen Hintergrund, welcher der Phantasie freieren Spielraum ließ und das Anstößige milderte; ich verlegte sie nach Spanien und ließ die Zeit ganz unbestimmt, in der sie spielte.

Antonio, ein spanischer Freiheitsmann, der für die Rechte seines Volkes eintritt, wird von den Machthabern verfolgt; ein junger Wüstling und Schwindler nimmt seinen Namen an und schleicht

sich in das Schloß des Grafen Alcara ein, wo er der blinden Tochter desselben, Elvira, die sich für seinen Namen, für seine Thaten begeistert hatte, im Gartenpavillon Gewalt anthut. Dann ergreift er die Flucht; das Mädchen beichtet der schwerkranken, sterbenden Mutter, der abwesende Vater kehrt mit seinem Sohne Pedro zurück und beide schwören, die verletzte Ehre des Hauses zu rächen. Das spanische Kostüm war für diese Scene der Familienrache vortheilhaft. Der wirkliche Antonio war inzwischen verhaftet, doch freigesprochen worden. Der Graf und Pedro suchen Carlos auf, Elvirens jüngsten Bruder, einen jungen Gelehrten, der eben seinen Doktorschmaus feiert und über die Liebe freie, von der üblichen Moral abweichende Anschauungen hegt. Vergeblich sucht er die beiden von ihren mörderischen Rachegeleüsten abzubringen; er erfährt, daß Elvira allein auf dem Schlosse, aber als eine Gefangene verweilt; er kehrt zu ihr zurück und kommt zur rechten Zeit, um sie zu erretten, als sie sich in den Teich stürzen will, am Leben verzweifelnd. Er spricht ihr Trost zu und will mit ihr zu Don Antonio eilen, daß er ihre Ehre ihr wiedergebe. Inzwischen war dieser von dem Gericht freigesprochen worden; der Graf und Pedro suchen ihn auf; Pedro insultirt den Ahnungslosen, es kommt zum Zweikampf und Pedro fällt. Elvire hat insgeheim an Antonio geschrieben, eine Dame bitte ihn, sie ins Gasthaus zu besuchen; ihr Leben hänge ab von der Schnelligkeit, womit er ihren Wunsch erfülle. Und Antonio erscheint bei ihr — sie erkennt an seiner Stimme, daß es nicht ihr Antonio ist; er sieht sofort, daß hier eine Verwechselung vorliegt und gibt sich für Antonios Freund aus, doch die Hülfslosigkeit und edle Gesinnung des Mädchens rührt ihn, er ruft aus:

„O, heil'ger Engel des Schmerzes!
Der Himmel wär' an Gnade arm, die Erde
Arm an Gerechtigkeit, wenn nicht
Aus dieser Saat der Thränen auferstünde
Ein ehern Heer gewaffneter Beschützer.
Ich schwör's Euch zu, ich selbst, wenn Don Antonio
Etwas vermag, so schützt er Eure Ehre,
Verdammt ihn nicht, bevor Ihr alles wißt!“

Diese Scene ist die wirksamste des Stückes und ihre Wirkung wird noch gesteigert durch den Gegenschlag, der Elvirens eben erwachte Hoffnungen grausam vernichtet. Carlos ist zurückgekehrt und bringt ihr eine Schreckenskunde:

„Arme Schwester!
Ich muß ihn Lügen strafen, Deinen Freund;
Er hat ein schändlich Spiel mit Dir getrieben
Und seine Lippen haben Dich verhöhnt.
Er müßt' es wissen als Antonio's Freund,
Daß Pedro fiel — fiel von Antonios Schwert.“
Elvire (in Carlos Arme sinkend)
„Gott der Gerechtigkeit, sei Du mir gnädig!“

Im vierten Act findet die große Gerichtsscene statt. Der alte Graf hat Antonio angeklagt, auch Elvire erscheint vor den Richtern. Als Antonio spricht, erkennt sie die Stimme des Mannes, der sie besucht hat, und als der Präsident ihr sagt, es sei Don Antonio, so bleibt sie dabei, daß dies ein anderer Mann sei:

Antonio.
„Im Grabe ruht Don Pedro, euer Sohn.
Ich kann ihn nicht erwecken von den Todten,
Doch wohl sein Grab mit frischen Rosen schmücken,
Die ihm verkünden in des Frühlings Nächten
Ein Märchen süßen Friedens und der Liebe
Entsöhnende Gewalt, die fester knüpft
Was blut'ger Haß entzweit! Er wird vergeben!
Er starb für seiner Schwester Ehre, wohl,
Und diese Ehre geb' ich ihr zurück,
Wenn ihr es selber wollt! Ich war's, der ihr
Versprochen hat, daß Don Antonio
Sein ganzes Leben ihrem Schutze weiht,

Unwandelbar in ritterlichem Dienst.
Ich bin ein Mann, ich halte mein Versprechen!
Für alles Blut, das schuldlos ich vergoß,
Will ich mich selbst zu heil'ger Sühne weihn.
Sie ward entehrt in Don Antonios Namen —
Elvira! Diesen Namen biet' ich Dir,
Um Deine Schmach in Ehre zu verwandeln
Und mit dem Namen nimm mein ganzes Sein;
Denn Deine Ehre ist mein eig'nes Leben!"

Den lüderlichen Don Juan Filippo überrascht Antonius im letzten Act bei einem Liebesabenteuer, als er die Braut des Wirthes Jacobo entführen will. Elvire erkennt Filippo an seiner Stimme — nun fordert Antonio den kecken Schwindler zum Zweikampf und dieser wird getödtet.

Die mitgetheilten Proben sind der großen Hauptszene entnommen, hier und in einigen Monologen ist auch lyrischem Schwung sein Recht gegönnt. Eine beträchtliche Zahl von Szenen ist indeß in Prosa geschrieben, so die humoristischen Genrescenen im ersten und letzten Act und die lustige Scene des Doktorschmauses. Diese Prosa ist oft keck und herausfordernd, besonders wenn der Don Juan Filippo seine wüsten Lebensanschauungen vertritt, seinen sarkastischen Hohn über alles ergießt, was anderen heilig und unverletzlich erscheint. Auch Carlos spricht häufig in Prosa; neben der Freigeisterei und nichts achtenden Genußsucht, vertritt er ein maßvoll freies Denken und Empfinden, welches überlieferten Ehrbegriffen den Krieg erklärt, wenn sie das Recht des Herzens gefährden oder das Ungewollte zur Schande stempeln. Diese beiden Charaktere sprechen einfach jene Anschauungen aus, welche in der modernsten Dramatik eine große Rolle spielen und als neueste Offenbarungen verherrlicht werden. Einige Schwächen des Stückes, besonders den frühzeitigen Abschluß nach der Gerichtsscene des vierten Actes, habe ich später verbessert, indem dieser volle Accord erst nach dem Vollzug der Rache an den Betrüger angeschlagen werden darf, wenn nicht der ganze fünfte Act überflüssig erscheinen soll.

Die „Blinde von Alcara“ gehört bis jetzt nicht der Literatur an; sie ist niemals im Buchhandel erschienen und außer in Leipzig und Königsberg auch nicht zur Aufführung gekommen. Und doch ist die Titelrolle eine ebenso eigenartige, wie dankbare Aufgabe für eine Darstellerin. Außer „König Rene's Tochter“ gibt es keine blinden Heldinnen auf der Bühne; bei dieser aber ist die Blindheit zugleich das Thema des Stückes, dessen Peripetie in der Heilung derselben liegt. Die „Blinde von Alcara“ aber erscheint in den mannigfachsten dramatischen Situationen und der Darstellung bleibt das Problem; diese wechselnden Affecte mit den beschränkteren Mitteln, wie sie das körperliche Deficit gestattet, zum Ausdruck zu bringen, eine Aufgabe, die für eine hervorragende Künstlerin etwas Verlockendes haben muß.

Fräulein Selma Heyne, die damalige erste Liebhaberin, hatte mit der Rolle einen schönen Erfolg errungen, in den sich Herr Vollmer, der spätere Direktor des Frankfurter Theaters als Antonio und Herr Aresburg, später langjähriges Mitglied des Hofburgtheaters, als Filippo theilten. Wenn ich die „Blinde von Alcara“ für eins meiner besten und interessantesten Stücke erkläre, so glaube ich mich mit diesem Selbstlob nicht der Eitelkeit schuldig zu machen. Einmal kann ich meine Stücke mit einander vergleichen, ohne damit der ganzen Sorte eine bevorzugte Schublade einzuräumen; dann aber beweise ich durch dieses Lob einer Jugendsichtung, wie bescheiden ich von den Fortschritten denke, die ich im Laufe eines langen Lebens gemacht habe.

Auch mein zweites Drama aus jener Zeit: „Lord Byron in Italien“ ist nie im Buchhandel erschienen und außer in Königsberg nur noch in Breslau und in Hamburg gegeben worden, wo ein damals sehr berühmter und jedenfalls vorzüglicher Schauspieler Baptiste Baison die Titelrolle spielte. Es war kein geschlossenes Drama, mit spannenden Situationen wie „die Blinde“; es war mehr ein dichterisches Charaktergemälde, und da der Held ein Dichter war, so vertrug es ein volleres Maß von Lyrik als sonst dramatischer Handlung zuträglich ist. Doch enthielt es einige wirksame, theatralische Scenen, die bei der Aufführung Glück machten. Der Grundgedanke des Stückes war die Entwicklung des Abenteurers zum Helden. Aus dem abenteuerlich wilden Leben in Venedig, wo die leidenschaftliche Venezianerin Margarita unwürdige Herrschaft über ihn ausübte, wurde der Dichter erlöst, durch die edlere Liebe zu Teresa Guiccioli, durch welche er auch in die Verschwörung der Carbonari verwickelt wurde und die Abfahrt nach Griechenland, wo er den Heldentod sterben sollte, bildet den Abschluß der italienischen Herzensabenteuer.

Diese erste Gestalt des Dramas, in welcher es über die erwähnten Bühnen gegangen, habe ich später umgeändert, einen ganzen Act eingeschoben, der am Golfe von Spezia spielt, spätere Scenen zusammengezogen und im letzten Act noch eine neue zwischen Margarita und Teresa eingefügt. Im Mittelpunkte des dritten Actes steht die Begegnung Shelley's mit Byron; doch sie ist kein *hors d'œuvre* geblieben, sondern in die Haupthandlung verwebt. Die erste Hälfte spielt in der Villa des Grafen Guiccioli: Teresa sagt sich von Byron los; sie bittet ihn, sie zu fliehen, es sei nicht Glück, sondern Qual, im Leben ewig zu sehen, was uns ewig fern bleiben muß. Nach diesem Abschied trifft Shelley ein; er kommt im Auftrage des Lord Salisbury, der dem Lord Byron Grüße bringt von Weib und Kind. Shelley übergibt ihm das Bild der Ada, seiner Tochter. Byron vertieft sich in den Anblick der unschuldvollen Schönheit:

„O Freund, wie werden sie dies Götterbild
Verpfuschen, bis den Adel dieser Schöpfung
Ihr schülerhafter Meißel fortgestohlen,
Bis sie die große Lüge der Gesellschaft
In jeden Nerv gegraben, in das Antlitz
Hineingewühlt das Zeichen finst'rer Götter,
Bis sie von jedem Anker der Natur
Ihr schönstes Werk gewaltsam losgerissen.“

Shelley räth ihm zur Rückkehr, zur Versöhnung mit seiner Gattin; ihn selbst, den Verbannten, den Verwünschten habe die Liebe eines treuen Weibes gerettet; Byron sagt zwar zu ihm:

„O, du sanfter Mensch,
Bist du denn glücklich? Hat dich diese Welt
Nicht ausgestoßen, wie ein wildes Thier?
Ja, Abenteurer sind wir allzumal:
Die alte Welt ist hinter uns versunken,
Die neue dämmert in der Ferne auf,
Und zwischen beiden schwanken wir im Sturm.“

Doch er will der sanften Überredung des Freundes folgen. Noch einmal hört er Teresas Abschiedsgruß, ein Lied, das sie nebenan zur Harfe singt: ‚Mit ihr versinkt Italien, auf nach England!‘ ruft er aus. Gleich darauf naht sich Teresa, durch das Opfer, das sie gebracht, geläutert, liebevoll ihrem Gatten. Doch dieser hat nichts für sie als bittere Vorwürfe, als zerfleischenden Hohn. Da beschließt sie, ihn zu verlassen und sich zu ihren Brüdern nach Ravenna zu begeben ins Herz der Verschwörung, wie ihr der papistisch gesinnte Guiccioli spöttisch zuruft. Die zweite Hälfte des Actes spielt am Golf von Spezia, Shelley ist im Meer ertrunken, man bringt seine Leiche. Byron's Schmerz — doch er gedenkt des Versprechens, das er dem Freund gegeben, dafür zu sorgen, daß sein sterblicher Theil in Flammen bestattet werde. Er läßt den Scheiterhaufen anzünden. Da, von den Flammen scheu gemacht, geht ein Roß durch — die Reiterin ist Teresa, die zu ihren Brüdern fliehen will. Byron und seine Genossen fangen das Roß auf, sie liegt in seinen Armen! Darin sieht er einen Schicksalswink. Der Freund, der zur Heimkehr rieth, ist mit den Grüßen an die alte Liebe im Meer ertrunken; ihm gehört die Geliebte jetzt, er folgt ihr nach Ravenna.

Dieser Act kann als ein selbständiges Drama betrachtet werden, doch er führt die Handlung weiter. In den letzten Acten folgt die Verschwörung der Carbonari, an der sich Byron betheiliget, und ihre Kämpfe. Der letzte Aufzug spielt in dem Pinienhain von Ravenna an der Seeküste. — Kampf mit Guiccioli und den Seinen; dieser fällt durch Byron's Kugel, der Lord schifft sich nach Griechenland ein und ruft seiner Teresa zu:

„Es ist ein süßer Tod,
Für Freiheit sterben auf den Heldengräbern,
Von Liebe eingesegnet und beweint.
Und trägt ein Schiff mit einer Trauerflagge
Einst übers Meer zur Heimath meine Gebein,
So steh' am Strand, ein stolzes Weib, und weine nicht!
Den Du geliebt, er starb den Heldentod,
Und über seine Asche wiegt sich segnend
Der Genius des freien Griechenlands!“

Die Dichtung „Lord Byron“ in ihrer neuen Gestalt harret noch immer der Veröffentlichung durch den Druck oder auf der Bühne.

VI.

Die Poesie des Theaters kennen diejenigen nur zum Theil, welche die Zuschauerräume füllen und den abendlichen Vorstellungen beiwohnen. Das Theater hat noch eine intimere Poesie. Das lernte ich in meiner Dramaturgenzeit kennen. Und diese Poesie enthüllt sich kaum den Mitspielenden, sie sind zu sehr im Feuer; auch das Schlachtbild entrollt sich ja nicht dem Kämpfenden. Doch der Regisseur, der Dramaturg kann sich an dieser Poesie erfreuen: sie besteht in dem Werden des Bühnenbildes, in dem allmählichen Zusammenwachsen von dichtender und darstellender Kunst.

Nichts erscheint auf den ersten Anblick prosaischer als eine Theaterprobe; da ist ja allen Illusionen grundsätzlich die Thür gewiesen. Ein von matten Theaterlämpchen beleuchteter Bühnenraum, ein im Dunkeln liegender Zuschauerraum mit seinen gespenstigen Sitzen und Stühlen, ein beleuchteter Souffleurkasten mit der Stimme aus der Unterwelt, deren Orakel oft genug wegen Undeutlichkeit oder nicht rechtzeitigen Offenbarungen zur Ordnung gerufen wird, ein Stuhl auf der Bühne für den Regisseur, der zunächst hin und herläuft und mit dem Theatermeister verhandelt; Schauspieler im Überzieher mit Cylinder oder Klapphut, Schauspielerinnen in der Einkaufstoilette, in der ihre Mütter, Tanten und Schwestern auf den Markt gehen, viele der Herren und Damen katzenjämmerlich von Gesellschafts- und Tanzvergnügungen der letzten Nacht — so daß die feurigsten Liebhaber im Parquet entwaффnet werden müßten, wenn sie ihre Schönen in solcher Verfassung sähen, wie heruntergebrannte Kerzen, die auf den Messingleuchter tropfen: das scheint in der That ein Gesamtbild von höchst herabstimmender Wirkung zu sein, unfähig, etwas anderes hervorzurufen als den „Winter des Mißvergnügens“ mit diesem ganzen lebendigen und leblosen Apparat, der nur durch das Schwungrad der Regie auf einmal in Bewegung gesetzt wird. Und auch diese Bewegung auf einer allerersten Probe ist oft so unerfreulich wie möglich; die Räder greifen noch nicht in einander, eine Stockung folgt der anderen. Zwar es hat geklingelt, es ist Raum geschaffen worden auf der Bühne; die Donnerstimme des Regisseurs wettet hinter den Coulissen, wo der Chor in seinem improvisirten Gesellschaftssalon sich noch allzulärmend bewegt. Die Schauspieler erscheinen nach und nach auf der Bühne, mit abgelegtem Hut, oft aber noch die Rolle in der Hand; der Regisseur weist ihnen ihre Plätze an, schiebt sie hin und her, spricht ihnen zum Theil ihre Reden vor, zeigt dem ersten Liebhaber, wie er die erste Liebhaberin zu umarmen hat, wenn jener nicht in die rechte Stimmung geräth, was im Boudoir meist besser gelingt als auf dem Proscenium; er ist höflich gegen die ersten Fächer, weniger höflich gegen die zweiten mit jenen Nüancen, durch welche die Schaffner die Passagiere erster und zweiter Klasse unterscheiden. Wer aber auf der Bühne dritter oder vierter Klasse fährt, der wird gelegentlich gehörig angeschnauzt. Wer sieht es diesen farblosen Raupen an, daß sie am Theaterabend als bunte Schmetterlinge sich in den Äther schwingen werden?

Und doch liegt ein eigenthümlicher Reiz darin, die Menschwerdung der Charaktere eines Stückes und dieses Stückes selbst auf der Bühne zu belauschen, wie aus der Silhouette der ersten Probe sich allmählich das bereits farbenreiche Bild der letzten entwickelt! Hier sieht der Dichter, wie ein Dichtwerk nach und nach gehen und stehen lernt, leibt und lebt, Blut und Leben gewinnt — und wenn auch die theatralische Phantasie dem Dramatiker angeboren sein muß, so wird sie doch oft fehlgreifen, solange derselbe nicht die Schule der praktischen Bühne durchs gemacht hat. Ich habe hier viel gelernt — und auch für Beurtheilung der Stücke ist dieser Cursus lehrreich. Schon Goethe hob hervor, wie schwer es ist, nach der Lektüre eines Dramas über die Wirkung desselben auf der Bühne zu entscheiden. Als Dramaturg las ich alle eingehenden Stücke und konnte also oft genug die Probe auf das Exempel machen. Es war ein reiches Erntejahr für die deutschen Repertoire, das Jahr 1847, und es war eine Freude für einen jungen Dramaturgen, mit der ersten Nummer Stücke bezeichnen zu können, welche noch heute nach 50 Jahren auf den Bühnen heimisch sind: „die Karlsschüler“ von Heinrich Lauben, die „Valentine“, von Gustav Freytag und „Uriel Acosta“ von Karl Gutzkow, denn solche Treffer hat kaum ein anderes Theaterjahr zu verzeichnen. Die geistige Bedeutung des „Uriel Acosta“, dessen Verfasser ich seit Jahren verehrte, erkannte ich von Hause aus an; doch gerade diesem Stück gegenüber zeigte ich mich sehr ungenügend in meinem Urtheil, ich zweifelte an seiner Bühnenwirkung. Möglich, daß die wenig leichtflüssige Diction mich beirrte, doch gleich auf den Proben erkannte ich meinen Irrthum, ich half selbst bei der Insceni-

rung, und da traten auf einmal die dramatischen Momente der Handlung so scharf, so siegreich hervor, daß jeder Zweifel an einem glänzenden Erfolge schweigen mußte. Das war eine Mahnung für mich, noch schärfer auf den Lebenspuls der Dramen zu achten, meine Intuition zu vertiefen, um die gelesenen Szenen mit des Geistes Augen sogleich auf der Bühne vor mir zu sehen.

Und noch einer anderen Sünde muß ich mich anklagen; ich war damals sehr „jüngst-deutsch“ in der Bevorzugung gewagter französischer Stücke, und so setzte ich die Aufführung von Clarissa Harlowe durch, die ein Franzose nach dem Richardsonschen Roman bearbeitet hatte. Das Stück enthielt eine Scene, die damals großen Anstoß erregte; heutzutage, wo so viele kecke französische Stücke über die Bühne gehen und wo wir das Schauspiel Sudermanns „Sodoms Ende“ ohne Schaudern miterleben, würde dies Wagniß gering erscheinen. Damals knüpfte sich daran sogar eine Polemik in den Zeitungen, und ein pensionirter Offizier stellte sich als Sittlichkeitswächter vor Thalias Tempel.

Die damaligen französischen Dramatiker gehörten mehr oder weniger der romantischen Schule an; der ältere Alexandre Dumas, Felix Pyat mit seinem „Lumpensammler von Paris“ und „Marie Anna, die Mutter aus dem Volke“ waren Lieblingsstücke des Publikums. Das waren keine Tendenzdramen, wie diejenigen Sardous und des jüngern Dumas, aber die ungenirte Art und Weise, womit die geschlechtlichen Verhältnisse behandelt wurden, die vielen natürlichen Kinder und Mütter, die in diesen Stücken vorkommen, waren doch für einen Theil des Publikums anstößig, nicht für die Masse, denn es waren Zugstücke und Sonntagsstücke. Ein Gegengewicht boten die Stücke der Frau Birch-Pfeiffer, die gerade damals im Zenith ihres Ruhmes war. Zwar die „Grille“ und die „Waise von Lowood“ hatte sie noch nicht geschrieben, wohl aber die „Marquise von Vilette“ und „Anna von Oesterreich“ und diese Intriguendramen, welche auch die Berliner Hofbühne zur Aufführung brachte, beherrschten damals alle Theaterrepertoire. Wenn der Name Birch-Pfeiffer auf dem Titel eines Manuscriptes erschien, da verklärten sich die Gesichter der Theaterdirektoren, und auch Woltersdorff lächelte sonnig aus seinem dicksten Pelze heraus, wenn es noch so strenger Winter war. Das war wie Sonnenschein und für die Theaterkasse standen schöne Erntemonate in Aussicht. Die Kritik des Dramaturgen war von Hause aus unbeachtet. Ich besinne mich noch, wie ich einem jetzt vergessenen Stück „der Ring“ keinen Antheil abgewinnen konnte — das war ja fast ein Verbrechen, daß ich ein Birch-Pfeiffersches Schauspiel mit kritischer Brille beäugeln wollte. Das Manuscript, handschriftlich und noch nicht für die Bühne gedruckt, war von Heinrich und Michalson in Berlin eingeschickt worden — heute würden sie Bloch und Entsch heißen. Wie ein sybillinisches Buch wurde es vom Direktor und Regisseur mit Ehrfurcht behandelt — und ich glaube, der Rollenschreiber mußte mehrere Kreuze schlagen, ehe er ans Werk ging und das unantastbare Gnadengeschenk in seine profanen Hände nahm.

Der Dramaturg war natürlich auf den Verkehr mit den Schauspielern und Schauspielerinnen angewiesen; er stand ja hinter den Coulissen des Theaters, mitten in dem leichtlebigen Völkchen. Der erste Schauspielregisseur war ein alter Praktikus, Herr Vogel, der seine Sache ganz gut machte in allem, was die Theateroutine betraf, aber ohne höhere Gesichtspunkte war. Kränklichkeit nöthigte ihn, zurückzutreten. Sein Nachfolger war der Schauspieler Wolf, ein junger, intelligenter, auch für die politischen Ideen jener Bewegungsepoche begeisterter Mann. Bei meiner Durchreise durch Bromberg, zwei Jahre vorher, hatte ich erfahren, daß er dort dramatische Vorlesungen halten wollte; ich hatte den Prospekt derselben durchgesehen und zu meiner großen Freude auch mein „Robespierre“ darauf bemerkt. So war er mir kein Fremder mehr, als er nach Königsberg kam und auch er bewährte den Antheil, den er an meinen dichterischen Erzeugnissen von jeher genommen, durch die fleißige und glänzende Inscenirung meiner Stücke. Er war in jeder Hinsicht ein resoluter Kopf, als Schauspieler tüchtig im Charakterfach, und seine Gegner behaupteten, daß er die geistige Schärfe seiner Intriganten öfter ins Leben übertrug, als den Collegen von untergeordneter Bildung und Fähigkeit angenehm war. Dabei war er in keiner Weise gehässig oder parteisch. Für mich war sein Umgang überaus anregend — wir saßen oft bis tief in die Nacht hinein im Hotel, am Königsplatze — in Gespräche vertieft, welche literarische Interessen und politische Tagesvorgänge betrafen. Während der Bewegung des Jahres 1848 waren wir beide zusammen aus dem Häuschen, wenn irgend ein Sieg der freiheitlichen Bewegung verkündet wurde.

Über die neuen dramatischen Erzeugnisse tauschten wir stets unsere Meinungen aus, und unser gemeinsames Eintreten für ein neues Stück hatte bei Woltersdorff stets Erfolg. Auf einen grünen Zweig ist übrigens Wolf trotz seines Talentes und seiner Klugheit später niemals gekommen. Er hat

ein Jahr lang eine sehr angesehene Stellung innegehabt; er war nach Laube Direktor des Wiener Hofburgtheaters; doch er hatte als Künstler und Dramaturg nicht Ruf genug, um sich neben den berühmten Mitgliedern eines Theaters zu behaupten, das den ersten Rang unter den deutschen Bühnen einnahm und besonders unter Laubes Direktion durch die dramaturgischen Heroldsrufe, die von hier ausgingen, tonangebend geworden war. Ihm fehlte die Autorität — und diese ist an solcher Stelle unerlässlich. Später sah ich ihn noch einmal in Mannheim, wo er ebenfalls die Leitung des Theaters hatte, die aber durch das Mithereinsprechen des Comites nicht selbständig genug und unerquicklich war. Wolf war ein hochgebildeter Theatermann; aber das Glück war ihm nicht hold; er ist nie an die rechte Stelle gekommen, die ihm ein dauerndes Wirken ermöglichte. Dies ist sehr zu beklagen: so reich an guten Köpfen ist das Theater nicht, und wenn man näher hinsieht, wird sehr oft mit Wasser gekocht, wenn auch goldglänzende Schilder über der Thür stehen. So gehört Wolf zu den Namenlosen in der Geschichte der deutschen Theaterleitungen; aber viele große Namen sind „Schall und Rauch“, umnebelnd geistige Impotenz und künstlerisch aufgedonnerte Geldmacherei.

Der beliebteste Darsteller war damals Theodor Vollmer; ihm fiel der Uriel Acosta, der Saalfeld in der *Valentine*, der Schiller in den *Karlsschülern* zu; er spielte meinen Lord Byron und den Antonio in der „*Blinden von Alcara*“. Er war ein liebenswürdiger und eleganter junger Mann, gefällig in seinem Wesen, in seiner Erscheinung auf der Bühne ohne Überschwenglichkeit, gerade nicht von hervorragendem Feuer, doch ohne das elektrische Fluidum zu entbinden, von ausreichender Wirkung in den großen Szenen der Tragödie und ein vortrefflicher Lustspielschauspieler. Im geselligen Verkehr war er angenehm und entgegenkommend, es gab zwar damals keine Schlaraffia, doch hatte sich ein kleiner; fester Kreis gebildet, der öfters zusammenkam — und Vollmer war die Seele dieses gesellschaftlichen Cirkels. Doch als erster Liebhaber feierte er auch außerhalb der Bühne einen Triumph, indem er die Sängerin von Marra, damals die Zierde der Königsberger Bühne, wo sie eine *Valentine*, *Norma*, *Lucia*, *Regimentstochter* mit demselben Erfolge sang, wie später bei Gastreisen auch in Brüssel und London, als *Gattin* heimführte. So oft ich der kleinen, pikanten Österreicherin auf meinen Lebenswegen begegnete, konnte ich mich an ihrem freundlichen, liebenswürdigen Entgegenkommen erfreuen. Vollmer ist später langjähriger Leiter der Frankfurter Bühne gewesen und der Sohn Arthur gegenwärtig ein sehr beliebtes Mitglied des Berliner Hoftheaters.

Da einen jungen Dramaturgen die ersten Liebhaberinnen noch mehr interessirten als die ersten Liebhaber, ist leicht begreiflich; es war sein Stolz, wenn er mit einer ersten Schauspielerin wie Selma Heyne und ihrer Schwester zusammen auf einem Daguerreotyp an den Kunstladenfenstern hing. Wir befanden uns damals noch in dem Zeitalter der vorsündfluthlichen Daguerreotypen. Mit Hülfe des Quecksilbers und der Jodsilberdämpfe konnten wir in leibhaftiger Weise dem Publikum ins Gedächtniß zurückrufen, daß ich der Dichter und Fräulein Heyne die Darstellerin der „*Blinden von Alcara*“ war. „*Honny soit, qui mal y pense*“ — hat sich doch Bismarck, der nie eine Oper componirt hat, mit der Lucca zusammen auf einer Photographie zur Schau stellen lassen. Meine Neigung zu den Theaterdamen in Königsberg war eine höchst platonische — das war ich schon meiner Stellung als Dramaturg schuldig, und keine derselben übertrug die künstlerische Genialität ins Leben. Fräulein Heyne war damals der Liebling des Publikums; sie war hauptsächlich Lustspielliebhaberin von natürlicher Munterkeit und gewandtem Conversationston; doch auch für sentimentale und tragische Rollen, die nicht ins Hochtragische übergangen, hatte sie eine anerkanntenswerthe Begabung. Meine „*Blinde*“ hatte sie vortrefflich gespielt und gerade in dieser schwierigen Rolle ein Darstellungsvermögen bewährt, das einen sicher zugreifenden Instinct mit warmem Gefühl verband. Die junge *Haute-volée* von Königsberg umschwärmte diese Künstlerin; es gehörte zur Mode, zum guten Ton, doch alle diese Jünglinge standen ihr gleich nah und gleich fern.

Abgesehen von den großen *stars*, welche meist cometarisch durch den Theaterhimmel kreisen, hat fast jede Bühne ihren kleinen *star*, der zahlreiche Anbeter um sich versammelt. Auch braucht jede Schauspielerin einige begeisterte *entrepreneurs* von Huldigungen, welche Bouquets und Kränze und die vom Kronleuchter herabregnenden Gedichtspenden besorgen. Fräulein Selma Heyne hatte ihre regelrechte Abschiedsfeier — ein überfülltes Haus, Kränze, Gedichte, Rührung, Begeisterung — alles, was ein Menschenherz verlangen kann und wenn es das Herz einer Schauspielerin ist. Am nächsten Tage fuhren wir, die Getreuen, in mehreren Wagen auf der Chaussee nach Brandenburg, der Post voraus, um in einem an der Straße gelegenen Gasthause noch eine solenne Abschiedsfeier zu begehen. Die jungen Patriciersöhne hatten für den nöthigen Champagner gesorgt. Die Gläser klangen, Toaste wurden ausgebracht, sie galten der einzig Einen, der bisherigen Zierde

des nun verwaisten Theaters. Die Stimmung war fröhlich und wehmüthig zugleich, doch der Abschiedskommers war nicht von langer Dauer; bald kann der gelbe Postkasten angerasselt, in dessen dunklen Tiefen unser „Stern“ hinter dem aufgethürmten Reisegepäck und zwischen den profanen Passagieren versank.

Geraume Zeit nachher kam Fräulein Heyne wieder zu einem Gastbesuch nach Königsberg: O über die Vergänglichkeit des irdischen Glanzes, über die Vergeßlichkeit des deutschen Theaterpublikums! Ein mäßig besuchtes Haus, eine freundliche aber durchaus nicht enthusiastische Aufnahme, irgend ein vereinzelter, melancholischer Kranz, der auf die Bretter des Prosceniums niederklatschte — das war alles! Fräulein Heyne war ja nicht mehr Mode — und sie hatte eine Nachfolgerin gefunden, die rasch alle Sympathien für sich gewonnen. Das war Fräulein Lina Fuhr, eigentlich Fuhrhans, die aber ohne den Hans zur Bühne gegangen; sie kam aus dem deutschen Süden; sie hatte sanfte, große, man möchte sagen „lyrische“ Augen und ein sehr wohl lautendes Organ vor einem gewissen seelenhaften Timbre und war eine sehr anmuthige Bühnenerscheinung. Sie hatte nicht den Lustspielton wie Fräulein Heyne, aber sie war wie geschaffen für alle sentimentalen Aufgaben. Es soll deutsche Höfe geben, wo die ersten Liebhaberinnen des Hoftheaters sich in der Gunst des Fürsten ablösen; in der Gunst des deutschen Publikums lösen sie sich überall ab und die eine wird über der anderen vergessen. Lina Fuhr war eine vortreffliche Preciosa, Louise, Desdemona, ein sympathisches Käthchen von Heilbronn. Mit Fräulein Heyne konnte man sich gut unterhalten, für Fräulein Fuhr konnte man schwärmen in unbewachten Augenblicken. Sie war mir damals eine liebe Freundin und bewährte sich auch als solche bei einem Unfall, der mich betroffen. An einem Tage, wo es sehr glatteiste, ging ich im Winter 1847 eine der Straßen hinunter, die auf den Schloßberg führen, und die sich nicht gerade durch besondere Wegsamkeit auszeichnen. Im eifrigen Gespräch mit einem Freunde glitt ich aus und fiel so unglücklich, daß ich den rechten Arm brach; er mußte eingerenkt werden, und ich hütete wochenlang das Zimmer sowie ich auch später noch den Arm in der Binde trug. In meiner Leidenszeit sandte mir Fräulein Lina Fuhr sehr oft eine Kalbssuppe zur Kräftigung, und ich dankte ihr einmal in Versen:

„Daß du mich sehr beglücktest,
Liebe, glaub' es mir!
In der Suppe, die du schicktest,
Schwamm's wie ein Aug' von dir.“

Ich war später in der Lage, mich für diese Kalbssuppen zu revanchiren; meiner Fürsprache bei dem damals sehr einflußreichen Professor Roetscher hatte es Fräulein Fuhr mitzuverdanken, daß sie am Berliner Hoftheater engagirt wurde, dessen beliebtes Mitglied sie bis zum Jahre 1860 geblieben ist. Sie heirathete dann einen praktischen Arzt, der, im Besitze eines unschönen Namens, sich als Dr. Waldau umtaufen ließ und lebte seitdem in glücklicher Ehe in Berlin.

Da ich den Direktor Woltersdorff bisweilen in seiner Abwesenheit vertrat, so gehörte dann auch die Oper in mein Ressort, und meine Beziehungen zur Königsberger Oper verdankt ein Lied seine Entstehung, das bei Opernaufführungen auf allen deutschen Theatern oft eine Rolle gespielt hat, ohne daß mein Name dabei genannt wurde; es ist das „Lied von der Flasche“, dessen erste Strophe lautet:

„Wenn ich sie von ferne sehe,
Leuchtend in dem ros'gen Schein,
Zieht ein übergroßes Wehe
Mir in Herz und Busen ein.
Heißes Sehnen und Verlangen
Hält mich wunderbar umfängen,
Bis ich sie geherzt, geküßt,
Bis sie ganz mein eigen ist.“

Woltersdorff hatte Lortzings „Undine“ zur Aufführung bestimmt; und theure und glänzende Wandeldecorationen des Rheinpanoramas dazu malen lassen. Da schien es ihm, bei den Proben, daß der Oper eigentlich eine Zugnummer fehle, und so bat er mich um eine solche zugkräftige Einlage für den Lortzingschen Kellermeister. Ich dichtete das „Lied von der Flasche“ und der damalige Kapellmeister Pabst componirte dasselbe mit glücklicher Inspiration. In der That, diese Nummer schlug durch. Ich saß während der ersten Aufführung in einer Loge mit meinem früheren juristischen Decan, Professor Simson, und dieser ergötzte sich ausnehmend an dem harmlosen Erzeug-

niß der beiden Schwestern. Ich konnte nicht umhin, aus dem Dunkel meiner Anonymität meinem früheren Gönner gegenüber herauszutreten und erhielt dafür das Zeugniß *summa cum laude*.

Auch die Oper hatte beliebte Künstlerinnen, und eine derselben erregte durch ihre Persönlichkeit und ihre Leistungen meine wärmste Sympathie. Es war dies Bertha Würst, eigentlich Wurst, Tochter eines Orchestermitgliedes, eines wackeren Mannes, der die Pauke schlug, ein in den Meyerbeerschen Opern sehr wichtiges und oft zur Herrschaft berufenes Instrument. Manchen Abend brachte ich in der bescheidenen Häuslichkeit der Familie zu. Das Feuer und die Leidenschaftlichkeit in den Darstellungen dieser Primadonna hatte mich elektrisirt; mehr noch, als die anmuthigen Schauspielerinnen hatte sie mit ihrer hinreißenden Kraft sich ein Plätzchen in meinem Herzen erobert. Sie war eine echte Schülerin der Schröder-Devrient. Daß auch ich ihr nicht gleichgültig war, bewies sie mir durch die That. Als es sich um die Aufführung meines Lord Byron handelte, fehlte es an einer Darstellerin für die leidenschaftliche Rolle der venetianischen Geliebten und ohne eine Besetzung dieser Rolle, welche besonders die Trägerin der beiden ersten wirksamsten Acte war, konnte das Stück nicht gegeben werden; da trat Fräulein Bertha Wurst für mich in die Schranken und übernahm es, diese große Schauspielrolle durchzuführen. Ein in den Annalen der Opernchronik gewiß seltenes Ereigniß! Und sie sprach die Verse vortrefflich, mit hinreißendem Feuer, ohne sie wie Arion herunterzusingen. Ihr Spiel war ja auch in der Oper von markiger Kraft, von feurigem Zug. Wenn sie als Romeo von ihres Schwertes Blitzen, von ihren Rächerarmen sang, da war sie jeder Zoll eine Heroine. Und das Feuer hatte auch ihre Margerita, mit der sie einen glänzenden Erfolg zu verzeichnen hatte. Das waren Beziehungen, in denen viele leidenschaftlichen Möglichkeiten schlummerten. Daß sie nicht über das Reich der Phantasie hinausgingen, daß sie nicht Dauer fanden: das lag daran, daß Fräulein Wurst bald darauf Königsberg verließ, um ein Engagement in Bremen anzutreten. Da gab es kein Abschiedsfest, nur einen wehmüthigen Familienabend, und als die Postkutsche tags darauf die Künstlerin entführte, da sah ich ihr nach mit dem Gefühl, als ob mir ein Glück geraubt worden wäre, das mir in ahnungsvoller Seele aufgegangen. Fräulein Wurst erlebte später noch eine Glanzepoche als Mitglied des Stuttgarter Hoftheaters, sie heirathete dort den Dr. Leisinger, und die deutsche Oper verzeichnet sie unter den hervorragenden dramatischen Sängern. Wer sie aber selbst nicht auf der Bühne gesehen, der kennt doch ihre Tochter, die anmuthige Elisabeth Leisinger, lange Zeit eine Zierde der Berliner Hofoper, bis sie durch ihre Liebe zu einem süddeutschen Bürgermeister der Bühne untreu gemacht wurde.

Im Sommer verwandelte sich das Königsberger Theater in eine Wanderbühne; die Mitglieder genossen die Freizügigkeit reisender Gesellschaften, und ich schloß mich ihnen an, theils in Stellvertretung des Direktors, theils zu meinem eigenen Vergnügen. Da war unser nächstes Ziel die ansehnliche Handelsstadt Elbing mit ihren zahlreichen Giebelhäusern, in deren Nähe das Frische Haff seine landschaftlichen Schönheiten entfaltet, mit den Waldhügeln von Tolkemit, von denen der Blick über das blitzende Silber des Haffs nach der Frischen Nehrung und ihrem grünen, das Salzmeer vom Süßwasser scheidenden Streifen blickt.

Elbing befand sich ganz in der Gefolgschaft des Königsberger Liberalismus; schon bei meiner ersten Durchreise nach Schlesien hatte ich als blutjunger Poet, wo mir die Lorbeeren sehr niedrig hingen, bei dem Haupt der dortigen Liberalen, dem Großkaufmann van Riesen, eine sehr freundliche Aufnahme gefunden; ich war von ihm im Casino eingeführt worden und hatte mit ihm zusammen und seinen drei Töchtern in seinem Hause eine fröhliche halbe Nacht beim moussirenden Trance verlebt, bis ich wieder in die Postchaise stieg. So war mir die alte Hansastadt nicht ganz fremd, als unser Thespiskarren dort seinen Einzug hielt. Das kleine Theater, die Aufnahme der Stücke von Seiten eines anderen Publikums, die Presse, die etwas andere Töne anschlug als am Pregel, das alles hatte hier den Reiz der Neuheit. An freien Nachmittagen machte man Ausflüge ans Frische Haff, oder ich spielte Billard mit Künstlern, welche das Queue besser handhabten als den Zauberstab der dramatischen Kunst und auf dem damals allein üblichen deutschen Billard die rothe Caroline mit und ohne Carambolage geschickt in das ihr zukommende Mittelloch hineinprakticirten; oder ich ging mit der anmuthigen Lina Fuhr, die als ein wandelndes, aus dem Photographiekasten herausgesprungenes Bild stets Aufsehen erregte und mit Herrn Vollmer und Fräulein von Marra, deren Verhältniß sich hier zu dauerndem Bunde befestigte, auf den Promenaden spazieren. Weniger erquicklich waren Verhandlungen mit zurückgesetzten Künstlerinnen, bei denen ich stets, nicht ganz im Einklang mit dem autokratischen Regiment des Theaterdirektors, zu vermitteln suchte.

Doch auch nach dem äußersten Nordosten bewegte sich unsere Theatercarawane über das Kurische Haf, das mit seiner sandverwehten Nehrung weit ungastlicher ist als das Frische. Nach der nördlichsten deutschen Stadt Memel ging die Fahrt. Und das war eine lustige Fahrt, auf welche das Vagabundenthum des Theaterlebens in der Provinz seinen irrlicherirenden Schimmer warf. Man konnte ja glauben, daß in diesem Wagenzug auf der Landstraße eine sogenannte Meerschweinchengesellschaft von einer Kreisstadt zur anderen zog. Da ging's hinaus durch das Roßgärtner Thor, alles bunt in den Wagen zusammengepackt, erste Liebhaber und Liebhaberinnen, Intriguan-ten und Dümmlinge und komische Alte, Regisseur und Dramaturg, und hinten folgten wie der Train dem Kriegszug Gepäck und Kostümwagen, und so ging's durch die samländischen Dörfer auf Landstraßen, auf denen die alle Welt beleckende Cultur noch nicht gewandelt war, und wo Halt gemacht wurde, da entwickelte sich in der Dorfschenke ein buntes Leben, in Ermangelung des Champagners mußte der Schnaps vorhalten, und man sah die Jungfrau von Orleans ausgerüstet mit einer Riesenbutterschnitte wie den Rochus Pumpernickel. Als wir am Kurischen Haff angekommen waren, da stellten sich die urwüchsigen Verkehrsverhältnisse als sehr ungünstig besonders für die junge Damenwelt heraus; denn das Haff war an dieser Stelle so seicht, daß die Dampfer nicht anlanden konnten, und auch die Boote konnten nicht bis ganz an den Strand gelangen. Da mußten die samländischen Strandbewohner einspringen und wie der Kentaur Nessus unsere Dejaniren über die Fluth tragen. Das war ein Bild, wie aus der Wildniß; die Kleider wurden zimperlich zusammengerafft und die weiblichen Colli von kräftigen Armen in den rettenden Nachen getragen. Das war ausreichender Stoff zu Neckereien und Sticheleien während der Dampferfahrt, denn unsere Heroine hatte sich nicht gerade todesmuthig benommen; unsere Soubretten aber schmiegteten sich holdselig lächelnd an die stämmigen Burschen an. Das Kurische Haff ist zwar nur ein Süßwassersee, doch es hat bisweilen oceanische Launen, wie das salzige Meer. Diesmal benahm es sich ziemlich rücksichtsvoll und störte keine Illusion, denn wenn die ersten Fächer der Seekrankheit huldigen, so schwindet jeder Nimbus. Endlich erreichten wir Memel, und der Kunsttempel in dieser äußersten Thule wurde bald mit den Gestalten deutscher Dichtung belebt, unter denen die vornehmen Damen der Birch-Pfeifferschen Intriguenstücke nicht fehlten. Memel mit seinem Hafen, seiner Mole, seinen Leuchthürmen machte den Eindruck einer echten Seestadt; das kaufmännische Publikum war im Theater nicht allzu enthusiastisch, aber es zeigte doch Interesse für die Künstler und Künstlerinnen, die auch vielfach in Privatgesellschaften eingeladen wurden. Auch ich konnte mehrfach meine L'hombrepatrie mit Rhedern und Schiffscapitänen spielen, und es herrschte da bisweilen ein Theerjackenhumor; auch curiose Käuze von unverwütllichem seemännischen Phlegma und wieder andere, welche an Mumien aus der Zeit der Hansa gemahnten. Seltene Fische, Hummern und Krebse, Ingwer und Liqueure jeder Art dienten zur leiblichen Speisung und hielten die Lebensgeister wach; es war eine Diät, an die wir Landratten nicht gewöhnt waren. Der Blick auf die Ostsee hatte dabei etwas Befreiendes, und wenn man seine Ausflüge ein wenig weiter ausdehnen wollte, so gelangte man an die russische Grenze. Wir waren damals alle antirussisch, nicht bloß die Liberalen; wir sangen mit Herwegh in seinem Gedicht an den König von Preußen:

„Beschütz' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Czaren, Deinem Schwager!“

Doch es hatte einen eigenthümlichen Reiz, einmal auf russischem Boden zu stehen, und so fuhren wir über die Grenze ins Czarenreich hinein. Da war aber nichts Kosackisches und Kalmückisches zu bemerken; die kurländischen Dörfer sehen nicht anders aus als die ostpreußischen, und Himmel und Erde wmen mit keiner anderen Farbe angestrichen und doch herrschte über diesen Landstrichen der Czar Nikolaus, und einen größeren Feind der europäischen Freiheitsbewegung trug die Erde nicht. Das war damals unser Credo, und wir glaubten uns erst gesichert vor der russischen Knute, als wir wieder die schwarzweißen Grenzpfähle hinter uns hatten. Garsden und Polangen mochten noch so freundliche Orte sein — der Boden brannte uns dort unter den Füßen.

In Königsberg gab es genug Kunstfreunde, welche das Theater, und alles was drum und dran hängt, auf die Länge nicht entbehren konnten und den ungetreuen Musen und ihren Priesterinnen am Ufer der Dange ihren Besuch abstatteten. Unter diesen befand sich ein lebenswürdiger älterer Herr, der aber ein Courmacher von Profession war, und indem er seine Neigungen zwischen Schauspiel und Oper theilte, ganz wie ich, meine Wege in unliebsamer Weise kreuzte und meine erzürnte Muse daher zu dem folgenden bössartigen Pasquill begeisterte:

„Die Fuhr ließ ihm zu seinem größten Glück
Den abgeworfnen Hans zurück;
Mit diesem Hans tritt er zur Wurst heran
Und fleht sie noch um ihren Namen an,
Und sie, gewährend seine Bitte,
Ruft froh: Du liebenswüdr'ger Mann,
Nimm den vereinten Namen an
Und sei in uns'rem Bund der dritte!“

Mit der Wintersaison rückten auch berühmte Gäste in Königsberg ein — und da die Berühmtheiten alle etwas launenhaft sind, so machten sich oft diplomatische Verhandlungen nöthig. Das war nun nicht gerade Woltersdorffs Sache, der ein sehr schroffer Geschäftsmann war und dem die Galanterie gegen Damen so schwer fiel, wie einem Eisbären das Ballettanzen. Da wurde ich denn ausersehen zu allen geschäftlichen Verwicklungen, zwischen dem auf seinem Schein bestehenden Direktor und den widerspenstigen Genialitäten; ich war ein junger Poet, der gelegentlich um das Haupt des Hochgefeierten auch einen dichterischen Lorbeer winden konnte, und so sah man mich mit sehr freundlichen Augen an, und mir gelang es oft mit Aufgebot aller Liebenswürdigkeit, über die ich verfügen konnte, eine Kluft auszufüllen, die sich zwischen der Direktion und den Gästen aufthat. Unser genialster Gast war die Schröder-Devrient, eine dramatische Sängerin von seltener Plastik und Gestaltungskraft, damals im Zenith ihres Ruhmes befindlich. Von ihrer Mutter, der berühmten Sophie Schröder, hatte sie den großartigen Styl und die machtvolle Darstellung der Leidenschaften geerbt. Sie hatte sich von ihrem ersten Gatten Karl Devrient nach fünfjähriger Ehe wieder scheiden lassen, gehörte seit 1845 dem Dresdener Hoftheater an, von wo aus sie aber mehrfach Kunstreisen nach London und Paris machte und sich einen Weltruf ersang. Gerade im Jahre 1847 war ihr Kontrakt mit dem Dresdener Hoftheater gelöst worden; sie hatte Herrn von Doering geheirathet und war, als sie in Königsberg erschien, auf der Gastreise nach Rußland und zwar nach Riga, wo sie im Dezember dieses Jahres überhaupt zum letzten Male die Bühne betrat. In späteren Jahren ist sie nur als Concertsängerin aufgetreten. Ihre Ehe mit Herrn v. Doering war nur von einjähriger Dauer; im Jahre 1850 hat sie einen livländischen Edelmann Herrn v. Bock geheirathet; bei der Scheidung von Doering mußte sie ihr ganzes Vermögen preisgeben. Wir konnten sie in vielen ihrer Glanzrollen bewundern, zu denen Fidelio, Norma, Donna Anna, Vestalin gehörten. Sie war eine kraftgeniale Natur in des Wortes verwegenster Bedeutung; ein ganzes Gewölk von Anekdoten umgab ihr sagenberühmtes Haupt, und man erzählte sich die unglaublichsten Geschichten, wie der unterbrochene elektrische Strom ihrer leidenschaftlichen künstlerischen Gestaltung bisweilen ins Leben übersprang und sie dann plötzlich, wie die paphische Aphrodite, in irgend einem Choristen ihren Adonis fand. Mir selbst war sie in Gnaden gewogen, und das erleichterte mir meine diplomatische Sendung, wenn sie als kriegführende Macht der Direktion gegenüberstand, denn bei dem weiblichen Forum werden alle Rechtsfragen durch Sympathie und Antipathie entschieden.

Neben der Muse des Gesanges kehrte auch die des Tanzes öfters bei uns ein, und eine der lieblichsten Balleuseen verirrte sich von den Ufern des Golfes von Neapel, wo ihre Wiege stand, bis an unsere frierenden baltischen Küsten: Fanny Cerrito, hochgefeiert in Paris und London, durch entzückende Grazie im Tanz und in den Pantomimen, durch reizende Schalkhaftigkeit ausgezeichnet. Es war in der That eine Tänzerin, die ihren Weltruf verdiente und auch die Stadt der reinen Vernunft in einen durch keine Kant'sche Kategorien motivirten Enthusiasmus versetzte. Ihr Ehegatte Saint Leon, Tänzer und vorzüglicher Violinspieler hatte sie begleitet, und ich war oft mit dem Ehepaar nach den Aufführungen im Woltersdorffschen Salon zusammen. Auch im Leben war die Tänzerin von einer ein schmeichelnden Liebenswürdigkeit und gewann das Herz der Königsberger durch ihre Vorliebe für Kahnfahrten auf dem Schloßteich, wo sie dann selbst das Ruder führte; sie mochte des heimathlichen Golfs im fernen Süden gedenken, auf dem sie sich in der Fischerbarke geschaukelt; hier freilich fehlten alle Barkarolen und statt des Gluthscheins, den der dampfende Vesuv in die Fluth warf, statt dieses vulkanischen Gasglühlichts mußte sich das junge Künstlerpaar mit dem Widerscheine der Lichter des in neuerer Zeit berühmt gewordenen Börsengartens und des Freimauergartens begnügen, wenn die Dämmerung sich über das städtische Landschaftsbild gelagert hatte. Wer aber dies Künstlerpaar in solcher poetischen Gemeinschaft über den Schloßteich gondeln sah, der hätte nimmer geglaubt, daß sie schon drei Jahre nachher sich für immer trennen würden. Außer der bestrickenden Fanny Cerrito, deren üppige Reize die leicht dahinschwebende Sylphide nicht in ihrem Fluge beeinträchtigten, traten noch andere Tänzerinnen auf, wie die schlanke, hoch-

gewachsene Charlotte Grisi und die Dänin Lucile Grahn, die in Paris, London und Petersburg Triumphe gefeiert hatten.

Näher als Oper und Ballet stand mir natürlich das Schauspiel. Da war es vor allem Doering, der bei seinen Gastspielen durch seine scharfe Zeichnung und stets in die Augen fallende Farbgebung, im Leben durch seinen trockenen oft kaustischen Humor interessierte. Damals glänzte er besonders in solchen Rollen wie Banquier Müller; seine Finanzmänner im Lustspiel waren typisch; sein Elias Krumm, sein Richter Adam waren bei einem oft grell erscheinenden Farbauftrag von einer unwiderstehlichen Komik, und sein Mephisto war der echte Volksteufel, der sich um alle spintisierenden Kommentare nicht kümmerte, und mit Hahnenfeder und cynischer Derbheit ausgestattet, besonders die Genreszenen zur Geltung brachte. Schon als ich noch in Mainz das Gymnasium besuchte, unterhielt ich mich mit dem Feldwebel Pernin über Doering, der damals als dramatisches Genie in Mannheim aufgetaucht war, ehe er den Weg auf die Berliner Hofbühne fand. Ich habe ihm stets eine freundschaftliche Zuneigung bewahrt und später in Berlin oft stundenlang mit ihm aufgemühtlichste geplaudert. Auch Edwine Viereck erschien in Königsberg, die seit 1846 dem Berliner Hoftheater angehörte; eine glänzende Bühnenerscheinung, eine hohe, stattliche Gestalt, aber durchaus nicht vornehm steif, sondern naiv und von echtem Theaterblut. Sie hatte in Berlin vornehme Gönner, und man munkelte allerlei von ihren Beziehungen zu Höchstgestellten; sie war und blieb aber eine gute Kollegin und hatte auch für Dramaturgen und Dichter, wie man zu sagen pflegt, etwas übrig, wenn sie ihr gefielen.

Woltersdorff hatte das Königsberger Theater, das er unter den schwierigsten Umständen übernommen, in die Höhe gebracht; das Jahr 1847 besonders war ein gutes, durch erfolgreiche Novitäten ausgezeichnetes Theaterjahr. Auch 1848 ließ sich anfangs gut an; da kam die Februarrevolution in Paris, und seitdem erreichte die politische Spannung und Erhitzung in Königsberg einen Höhepunkt, der das Interesse am Theater erlahmen ließ, ja, wenn wichtige Nachrichten eintrafen, dann wurden sie von der Bühne herab verkündigt. Ich selbst, Regisseur Wolff, auch Albert Dulk, dessen am meisten bühngerechtes Drama „Josef Süß, der Jude“, später als „Lea“ umgetauft, mit Erfolg über die Bühne gegangen war und ihm mehrfachen Hervorruf verschafft hatte — wir alle erschienen hinter den Prosceniumslampen, um den Enthusiasmus des Publikums nicht durch künstlerische Leistungen, sondern durch eine neue Kunde vom Welttheater einzuheimsen.

* *

*

Während meiner Abwesenheit in Schlesien und Berlin hatte sich in Königsberg die politische Bewegung in durchaus maßvoller Haltung in immer weitere Kreise verbreitet; außerdem hatte 1844 die Jubelfeier der Königsberger Universität stattgefunden, bei welcher der König Friedrich Wilhelm IV. eine seiner schwunghaftesten Reden gehalten und als erhabener Lichtfreund das Licht gepriesen, welches das Nachtgevägel in seine Winkel verscheucht. Nur wo dies „Nachtgevägel“ eigentlich horste, darüber gingen die Meinungen auseinander; viele meinten, daß es gerade in der Nähe des lichtfreundlichen Herrschers sein Nest gebaut. Im Dezember desselben Jahres wurde die Königsberger Allgemeine Bürgergesellschaft gegründet, die im Altstädtischen Gemeindegarten tagte. Handwerksmeister bildeten den Kern derselben; Kaufleute, Gelehrte, besonders Lehrer und Schuldirektoren standen an der Spitze; auch Johann Jacoby war in den Vorstand gewählt. Die Gesellschaft hatte keine politische Tendenz, aber die Politik war nicht ausgeschlossen: dies war nach längerer Debatte der Beschluß der Mehrheit. Vorträge verschiedener Art standen immer auf der Tagesordnung: Licht zu verbreiten über gesellschaftliche und populär-wissenschaftliche Fragen galt als Hauptzweck. Der Gemeindegarten selbst aber war in der Regel durch eine undurchdringliche Tabakswolke in ein dieser Tendenz widersprechendes Dunkel gehüllt. In einer längeren Rauchdebatte hatten die Raucher gesiegt, und es blieb nur dem Taktgefühl der Einzelnen überlassen, während der Vorträge ihren Nicotingenuß einzuschränken, damit die Sprecher nicht zu sehr durch den Opferdampf, der aus der Tiefe aufsteigt, belästigt wurden. Außer den Vorträgen oder im Anschluß an dieselben fanden Debatten statt, bei denen auch die wackeren Handwerksmeister allmählich ihre anfängliche Schüchternheit ablegten und ihre parlamentarischen Fähigkeiten entwickelten. So wenig staatsgefährlich diese Zusammenkünfte friedlicher Bürger waren, so erschien doch eines Tages im April 1845 der Polizeipräsident Abegg in voller Uniform in dem Saal und ersuchte den Vorstand ein Schreiben vorzulesen, das soeben in seine Hände gekommen war; es war dies ein Befehl des Ministers Graf Arnim, die Bürgergesellschaft als unstatthaft aufzulösen. Der Polizeipräsident, per-

sönlich ein wohlwollender Mann, freisinniger Richtung zugeneigt, schied alsbald unter dem Beifall der Versammlung; er hatte die Eröffnung, die er zu machen hatte, als eine für die Versammlung schmerzliche angekündigt, schmerzlich, weil er wohl wisse, wie lebhaft und freudig das Interesse an dieser Gesellschaft sei. Dies hatte die Sympathien für ihn verstärkt, und so begab es sich, was wohl sonst nie vorkommen dürfte, daß ein Beamter, der eine Versammlung auflöst, von dieser applaudirt wird. Eine Eingabe an den König blieb fruchtlos: da sann man auf Ersatz, und so wurden in sommerlicher Zeit die freien Volksversammlungen in Böttchershöfchen abgehalten. Das war keine geschlossene Bürgergesellschaft; das war ein freies Volksmeeting, zu welchem Jedermann Zutritt hatte. Und welch eine Völkerwanderung dorthin in das zum Volkspark eingerichtete Laubwäldchen! Die fashionable Welt in ihren Karossen, die Arbeiter und Handwerker in langen Zügen: alles drängte dorthin aus Neugierde, Theilnahme, Demonstrationssucht. Es wehte hier eine freiere Luft als im Gemeindegarten; die Volksredner konnten *sub divo* die Wunderkraft ihrer Lungen erproben; es gab keine Vorstandscensur, allerlei Improvisationen wurden gestattet. Auch fehlte der einheitliche Zusammenhalt. Gruppen bildeten sich hier und da um die einzelnen Lieblinge. Als Idstein und Hecker aus Berlin ausgewiesen wurden, unterschrieb man eine Adresse an die tapferen Volksvertreter, voll wärmster Sympathie. Das bescheidene Böttchershöfchen mit seinem Volksgarten und seinen Laubbäumen gewann Ruf in ganz Deutschland; der klassische Boden dieser Volksmeetings wurde mehrfach abgebildet. Etwas Ähnliches gab es damals nirgends; es war, als würden dort Maienbäume und Freiheitsbäume gepflanzt, und es waren doch nur wiederum die friedlichen Bürger des Gemeindegartens, getrieben von jenem dunkelen Instinkt einer freieren, politischen Zukunft, der damals in den Lüften lag.

Doch die schönen Tage von Böttchershöfchen gingen vorüber, der Sommer schwand; aber die Politik wollte doch keinen Winterschlaf halten. Da gründete man nach dem Vorbilde der Breslauer Städtischen Ressource auch in Königsberg eine solche und zwar nicht in einem der Gemeindegärten, sondern in den vornehmen Räumen des Kneiphöfchen Junkerhofs, wo ja auch Bälle und Concerte stattfanden. Diese Ressource stand in voller Blüthe, als ich wieder nach Königsberg kam, und hier wurde ich auch bald heimisch. Auch hier wie im Altstädtischen Gemeindegarten lösten sich Vorträge und Debatten ab, doch alles war auf einen etwas höheren Ton gestimmt.

Die Ressource hatte ihre Größen, ihre Redner, ihre Debaters; das waren nicht Jacoby, nicht Walesrode, nicht die Koryphäen des ostpreußischen Liberalismus, das waren meist Schulmänner und Bürger, denen bisweilen ein junger Literat ins Wort fiel; da war es vor allem der Mädchenschuldirektor Sauter, welcher schon im Gemeindegarten Vorträge gehalten und auch, wo es akademische Kämpfe galt, immer auf dem Plan erschien; doch war er im ganzen ruhig und maßvoll und stets zur Ausgleichung der Gegensätze bereit. Ebenso gewandt, aber viel schneidiger bis zum zerfleischenden Sarkasmus war der Subrektor der Burgschule Wechsler, in der Debatte der gefährlichste Gegner. Und wie gewandt sprachen diese Schulmänner! Sie hatten ja Übung darin. Über die politischen Fragen des Tages wurden keine Vorträge gehalten; die Politik in *puris naturalibus* war ja wohl durch die Statuten der Ressource ausgeschlossen, aber gestreift wurde das politische Gebiet fortwährend und leicht war die Nutzenanwendung aller Vorträge auf die Zeitereignisse. Ich selbst habe in der Städtischen Ressource zwei Vorträge gehalten, den ersten über den Platonischen Staat, den anderen über die zweite badische Kammer; jener war ja ganz wissenschaftlich, aber es blitzten doch allerlei Reflexe darin auf, von denen der moderne Staat, besonders der christliche der Eichhorn und Stahl, in unliebsamer Weise beleuchtet wurde. In dem zweiten verwerthete ich die Eindrücke meiner letzten Rheinreise und gab Porträts und Charakterbilder aus der zweiten badischen Kammer, scharf umrissen und getreu, aber die wehmüthige Stimmung, daß uns eine solche parlamentarische Arena noch fehle, durchdrang den ganzen Vortrag mit einem Arom, das auch für die politische Opposition würzhaft genug war. Beide Vorträge fanden sehr lebhaften Beifall, und ich gehörte seitdem zu den Lieblingen des Ressourcepublikums, das für geistige Anregung überaus dankbar war.

Auch als Journalist war ich thätig; ich gründete eine Zeitschrift „Baltische Blätter“; der Buchdruckereibesitzer Adolf Samter, Sohn eines vermögenden Lotteriekollekteurs und dann selbständiger Bankherr, war mein Verleger. Der kleine Herr hat sich später durch socialistische Schriften einen Namen gemacht, Schriften, in denen er sich nicht wie Proudhon überhaupt gegen das Eigenthum, sondern nur gegen das Grundeigenthum wandte. Grund und Boden schien ihm geeignet, gesellschaftliches Eigenthum zu werden, neben dem das Privateigenthum natürlich fortbestehen sollte. Seine Schriften haben bei vielen Nationalökonomem, welche die Socialpolitik auf ihre Fahne

geschrieben, Anklang gefunden. Damals war Samter ein eifriger Anhänger der liberalen Ideen und gab auch 1848 eine neue Zeitung heraus, in welcher die jungen Publicisten Ostpreußens sich tummeln und die jüngsten ihre Sporen verdienen konnten. Die Königsberger Hartungsche Zeitung behauptete indeß nach wie vor ihre Rolle in der politischen Bewegung; es waren die Jünger Jacobys, welche längere Zeit Leitartikel für dieselbe schrieben, vor allen der theologische Privatdocent Dr. Jachmann, ein entschiedener Parteimann mit der Gabe volksthümlicher Darstellung und nicht ohne sarkastischen Witz.

Was die „Baltischen Blätter“ betrifft, so sollten sie kein politisches Organ sein, sondern mehr philosophisch-kritisch, im Geiste der Halleschen, später deutschen Jahrbücher. Schon die erste Nummer brachte einen großen Artikel über Arnold Ruge aus meiner Feder, der nachher noch in einem Separatabdruck erschien. Lebensfähig war das Unternehmen nicht, es fehlte ihm eine für das große Publikum geeignete Grundlage, und mit schaler Belletristik wollten wir uns nicht abgeben. Ich hatte anfangs schöne Hoffnungen, doch kundige Thebaner stellten mir bald eine ungünstige Prognose. Mich besuchte einer der tonangebenden jungen Kaufleute, die auch in Theaterdingen das große Wort sprachen; der Herr, der übrigens in Königsberg dadurch bekannt war, daß er, sobald die ersten Lerchen schwirrten, in Sommerhosen erschien, so daß man beim Anblick dieses lenzfreudigen Kleidungsstücks an des „Frühlings Anfang“ zu glauben begann, hatte ein sehr gesundes Urtheil und gab allerlei wohlgemeinte Rathschläge, die wir indeß in den Wind schlugen; denn wir glaubten fest an die schöne Zukunft der „Baltischen Blätter“, bis ihre kurze Lebenszeit uns vom Gegentheil überzeugte.

Die politische Bewegung in Preußen nahm indeß ihren langsamen und oft unbeobachteten Fortgang. Die Regierung sah sich genöthigt, Zugeständnisse zu machen, aber das geschah so widerwillig und mit solchen Einschränkungen, daß die Ungeduld des Volkes dadurch nur wuchs. Durch ein Patent vom 3. Februar 1847 hatte der König den Vereinigten Landtag einberufen; in der Dreiständekurie, der zweiten Kammer kam bereits eine geschlossene Opposition zu Worte; doch der Landtag, der nur bei Staatsanleihen und in Steuern eine entscheidende, sonst nur eine beratende Stimme hatte, konnte bei der Regierung nichts durchsetzen. Auch sollte er nicht wieder in regelmäßigen Zwischenräumen zusammenberufen werden. Nur ein Ausschuß sollte sich periodisch alle vier Jahre versammeln, und als dieser im Januar 1848 zusammentrat, da war ihm nur die Berathung eines neuen Strafgesetzbuches überlassen worden. Von allen anderen die Gemüther so heftig bewegenden politischen Fragen war nicht die Rede, jeder Antheil zur Lösung derselben war ihm versagt. Da kam plötzlich aus Frankreich die Kunde der Februarrevolution; der Sturz des Julikönigthums wurde mit Jubel begrüßt, der Verschleppung der preußischen Verfassungsfragen, welche eine trübe, stille Gährung zur Folge hatte, war auf einmal ein Ziel gesetzt. Die Funken von den Pariser Barrikaden wehten bis an das baltische Gestade herüber, und der ganze, lange in Preußen aufgehäuften Zündstoff drohte auf einmal in vollen Flammen zu stehen.

Der spekulirende Bürgerkönig mit dem Regenschirm war in deutschen Landen sehr unbeliebt; man gab ihm Schuld, daß er die Julirevolution zu persönlichen, dynastischen und finanziellen Zwecken ausgebeutet habe, und seine Volksfreundlichkeit wurde für eine heuchlerische Maske angesehen. Daß das Volk aber einem mißliebigen Fürsten den Stuhl vor die Thür setzte, erschien als ein Triumph der Volkssouveränität, welche ja das Credo des neuen politischen Geschlechtes war. Ich griff in die Saiten, um die Februarrevolution dithyrambisch zu feiern; einige dieser Gedichte las ich in der Städtischen Ressource vor, nach Abschluß der officiellen Sitzungen. Neuerdings hat Bebel eine Stelle aus einem derselben im Reichstag citirt, doch er verschwieg, daß sie sich wie das ganze Gedicht nur auf den Thron Louis Philipps und die Februarrevolution bezog, während sie so, aus dem Zusammenhang gerissen, das Gepräge einer allgemeinen Tendenz erhielt. In der That aber nahm die Erhitzung der Gemüther von Tag zu Tag zu, wir befanden uns alle wie im Rausch. Die Pariser Republik hatte es uns angethan — war doch eine vermessene Möglichkeit dort zur Thatsache geworden. Gleichzeitig war diese Republik eine Bedrohung zusammengestückelten Deutschlands, wenn die Erinnerungen der großen Revolution Macht gewannen. Zunächst schwang zwar der Dichter Lamartine noch die Friedenspalme. Doch es galt einen festen Zusammenschluß des deutschen Volkes, und wir im äußersten Nordosten, die wir nicht einmal dem deutschen Bunde angehörten, fühlten das ebenso lebhaft wie die zunächst bedrohten Rheingebiete. Die Regierung that inzwischen einen zaghaften Schritt vorwärts; der König versprach beim Schluß der Ausschußsitzungen von jetzt ab auch dem Vereinigten Landtag eine periodische Wiederkehr; doch das rührte Niemand mehr, das waren ganz vorsündfluthliche Fragen, die Geschichte hatte ins zwischen einen Riesen-

sprung gemacht, und auf einen Saltomortale mehr oder weniger kam es jetzt nicht an. Überall Kampf und Leben und erhitzte Debatten. Das Theater siechte dahin, Woltersdorff seufzte und ließ es gern geschehen, daß von der Bühne herab die erwähnten Mittheilungen und Pronunciamentos stattfanden, mit denen er persönlich nicht im Geringsten sympathisirte; doch der Kunsttempel hätte ja seine Pforten schließen müssen, wenn die Bühne ohne jede Berührung mit den Tagesereignissen geblieben wäre. Und wie hätte sich die Städtische Ressource der Politik länger verschließen können, die wie die Zugluft durch alle offenen Fenster und Thüren eindrang?

Die Conditoreien und Kaffeehäuser erfreuen sich in Königsberg eines großen Rufes. Die Pregelstadt ist ja die berühmte Stadt des Marcipans, des *panis Marci*; aber auch sonst ist ein Kaffeehaus in den eiskalten Tagen des nordischen Winters ein willkommenes Asyl. Eine Rolle in der politischen Bewegung jener Zeit spielte das Siegelsche Kaffeehaus in der Französischen Straße. Der Wirth, ein Schweizer, war nicht nur sehr liebeswürdig und entgegenkommend; er besaß auch das Geheimniß, einen Moccatrunk zu bereiten, der wie der stets begeisterte Alexander Jung in seiner Schrift über Königsberg und die Königsberger sagt „die Kennerschaft des Fürsten Pückler und des Großsultans in Konstantinopel um etwas überraschen würde.“ Das Siegelsche Lokal war der Versammlungsort der politischen und literarischen Größen Königsbergs und ihrer Anhänger. Seine Räume waren nur bescheiden; das Hinterzimmer im Erdgeschoß war der politische Schmollwinkel, wo zu allen Tageszeiten die Opposition bei Kaffee, Bouillon, Thee und Punsch ihre Kriegserklärungen erließ. Als Student sowohl wie als Dramaturg und auch bei meinem späteren Aufenthalt in der Stadt der reinen Vernunft war ich dort heimisch und konnte meine Studien über die Charakterköpfe machen, die sich dort zur Schau stellten. Es war eine reine Blumenuhr der Politik — wenn die einen fortgingen, kamen die andern, und es war eine recht mannigfaltige Flora, die ihre Blüten schloß und öffnete. Bisweilen erschien Johann Jacoby auf einige Augenblicke, wenn er in seinem Doktorwagen vorüber zu den Patienten fuhr; er war wortkarg wie immer, doch konnte er in aller Eile dieses oder jenes Orakel verkünden; er war ja der Mann des Orakels und Königsberg hatte ihm den Dreifuß untergeschoben. Dann trat Walesrode ein mit seinem prunkenden Mantelfutter und seinem behäbigen Humor. Doch er beherrschte nicht ein Witzfunken sprühendes Gespräch, er brauchte die Feder als Leiter für das elektrische Fluidum seines Esprit. Bisweilen sprach auch der Philosoph Karl Rosenkranz hier ein und blätterte die Zeitungen durch, machte dabei aus seinen Ansichten und Anschauungen kein Hehl, wenn er darnach befragt wurde, immer freundlich und entgegenkommend, aber auch geistvoll beredt ins Gespräch, oder Alexander Jung trat ein, der hochgewachsene Idealist, der etwas Weltfremdes in seinem ganzen Wesen hatte und die Dinge dieser Welt aus einem Gesichtswinkel ansah, der an die Anschauungsweise des Spinoza *sub specie aeterni* erinnerte. Wie seine wenig bekannten, oft tief sinnigen Werke beweisen, konnte er, wie einst Hamann, für einen Magus aus dem Norden gelten, nur in moderner Wiedergeburt. Auch den jungen Arzt Falkson sah man bisweilen hier, einen gewandten Publicisten, der seinerzeit ein schwunghaftes Huldigungsgedicht hatte und später zur eifrigen Opposition gehörte. Doch unter den Klubbisten des „Hinteren Zimmers“ gab es noch andere geistreiche Männer, welche dort das Wort führten. Zu den Hauptsprechern gehörte der berühmte Chirurg Professor Burow, der nicht bloß das Messer meisterlich handhabte, sondern auch als Politiker eine gute Klinge führte und auch als Stammgast im Theater, wo er meist seinen Platz im Orchester inne hatte, unverkäufliche Handfertigkeit zeigte, besonders wenn es eine hübsche Soubrette zu applaudiren galt. Er war frisch und lebendig und besorgte die Kritik der Leitartikel in den Zeitungen scharf und schlagend, sowie er seine Freude an den humoristischen Ergüssen Walesrodes und anderer in den Blättern stets aufs lebhafteste äußerte und die zündenden Stellen wiederholt vorzulesen pflegte. Wer aber philosophiren wollte, der mochte sich zu dem Schornsteinfegermeister Sydow ans Fenster setzen, eine Prise aus seiner Dose nehmen und sich über die Kantsche Philosophie, die er sehr genau kannte, mit ihm unterhalten, wie er denn auch eine ausgewählte Bibliothek besaß. Eine Zeitlang erschien auch ein junger Officier in diesem Kreise. Im Jahre 1843 war Königsberg zur Festung erhoben worden; es wurde in den nächsten Jahren fleißig an dem Hauptwall und den einzelnen Forts gebaut. Der Officier gehörte dem Geniecorps an; er war mit der Leitung dieser Festungsarbeiten betraut, und ich begleitete ihn oft auf die Wälle. Sein Name war Rüstow, und er sollte später noch oft die Zeitungen beschäftigen, wie er denn auch als Militärschriftsteller eine hervorragende Stelle einnimmt. Er war radical in seinen Gesinnungen und gehörte auch unter den Kafeetrinkern im Kafee Siegel zum linken Flügel. Dabei war er nichts weniger als ein schnauzbärtiger Bramarbas und hatte keine Ader eines *miles gloriosus*. Er kannegießerte nicht mit einer Renommage, die mit der Faust auf den Tisch schlug; er sprach seine

Meinung sanft, aber sehr bestimmt aus. Seine Züge hatten überhaupt etwas Sanftes; aber wenn man hinsah, bemerkte man doch eine stahlharte Festigkeit: er gehörte zu den stillen Fanatikern. Ich habe seine Lebensschicksale später aufmerksam verfolgt; statt Festungsbaumeister wurde er nicht lange darauf Festungsgefangener, floh nach einem strengen Urtheil nach der Schweiz, wo er rasch eine glänzende Laufbahn machte, dank seinen ausgezeichneten militärischen Kenntnissen. Schon 1857 war er Major im Geniestabe. Später trat er als Obrist in die Armee Garibaldi's, betheiligte sich an den Kämpfen in Süditalien, besonders an den Schlachten von Capua und am Volturmo, wo er die Reserven zum letzten entscheidenden Kampf und zum Siege führte. Er lebte dann als Obrist in der Schweiz, war mit Lassalle eng befreundet und dessen Cartellträger im Kampf um die schöne Helene von Dönniges, bei dem der socialistische Agitator durch die Kugel des Rumänen Racowitza fiel. Diese Vorgänge erweckten in mir den innigsten Antheil; war ich doch mit Lassalle in meiner Jugend befreundet gewesen und auch mit Rüstow längere Zeit hindurch täglich zusammengekommen. Auch daß sich im Jahre 1878 Rüstow in Zürich selbst das Leben nahm, berührte mich schmerzlich. Daß Männer von Geist aus dem Leben scheiden müssen aus Mangel an Anerkennung, während geistlose Leute in Amt und Würden ungezählt glänzen, ist immer bedauerlich. Die Enttäuschung, welche Rüstow erlebte, als der neubegründete Lehrstuhl der Militärwissenschaften am Schweizer Polytechnikum, auf den er sicher gerechnet, einem Anderen übertragen wurde, hat neben den geringeren Erfolgen seiner letzten schriftstellerischen Werke und daraus erwachsener finanzieller Bedrängniß ihn zum Selbstmord getrieben.

Nach der Februarrevolution war die Stimmung überall eine erhöhte, und auch die politische Debatte schlug oft stürmische Wellen. Als nun gar die Nachrichten von Wien über den fast unblutigen Sturz Metternichs und seines Systems einliefen, da befand sich Königsberg, das damalige fast durchweg liberale Königsberg, in einem Rausch; ich besinne mich, daß selbst Officiere, als die unglaubwürdigen Wiener Meldungen sich bestätigten, in größter Befremdung doch anfangen, an eine neue Ära zu glauben. Jetzt fanden sich bei Siegel auch zahlreiche Rittergutsbesitzer ein, um die wichtigen Nachrichten aus der ersten Quelle zu schöpfen; sie theilten in ihrer großen Mehrheit den Standpunkt der Auerswald und Saucken-Tarputschen und ihre Sympathien gehörten der freiheitlichen Bewegung, die endlich Preußen die längstverheißenen, längstsehnten Reichsstände erobern müsse. Bald kamen auch Nachrichten von Unruhen in Berlin, von blutigen Conflicten zwischen dem Militär und den Bürgern, von stürmischen Volksversammlungen; Königsberg, wengleich weit entfernt von den Infectionsherden in Paris und Berlin wurde ebenfalls unruhig nach dem bisher noch nicht ergründeten Gesetz der Ansteckungskraft politischer Aufregungen und mußte seinen kleinen Krawall haben. Volksansammlungen bildeten sich, besonders vor dem Polizeigebäude in der Junkerstraße, und die Kürassiere sprengten durch die Straßen, die sie mit blanken Säbeln säuberten. Der Skandal lag eben in der Luft, und man hat nie erfahren, von wem oder wodurch diese zwecklosen Straßenaufäufe veranlaßt worden waren.

Da kam die Kunde von der Märzrevolution in Berlin, von den Zugeständnissen des Königs. Bald darauf diejenige von dem Umritt mit der deutschen Fahne — wir beklagten, daß es zum blutigen Straßenkampf gekommen war, aber doch war es uns zu Muthe wie bei einem Sonnenaufgang: das blutrothe Frühlicht schwand ja bald, dann war dem freien Preußen, dem einigen Deutschland ein heller Tag beschieden! Unbeschreiblich war die Aufregung jener Tage; man hatte das Gefühl einer vollständigen Wiedergeburt, wie die alten Ägypter, wenn der leuchtende Sirius ein neues Weltjahr begann. Wer an diese Zeit nur zurückdenkt als an eine trübe Epoche des Umsturzes, der Anarchie, der Straßenkämpfe, der hat die Stimmung nicht begriffen, welche damals die Gemüther beherrschte und mit Begeisterung und Rührung erfüllte, und auch die Historiker, welche vom Standpunkte einer verspäteten Reflexion die Chronik jener Tage schreiben, geben nur eine irrige und verfälschte Darstellung derselben, indem sie über den Krämpfen und Zuckungen dieser Geburtswehen die schöpferische Lebenskraft, die in ihnen zu Tage trat, hervorzuheben versäumen.

Es wird unbegreiflich, ja fast komisch erscheinen, wenn ich hier mittheile, daß der erste Polizeibeamte, der mir am Morgen eines jener Tage nach der Märzrevolution begegnete, mich fast zu Thränen rührte. Das ist mir später freilich niemals passirt, und es gehört durchaus nicht zu den Zwecken der Polizei, Rührung zu erwecken. Doch das hatte damals seine eigene Bewandniß. Der Beamte trug neben der schwarz-weißen Kokarde an seiner Mütze auch die schwarz-roth-goldene! Schlagender konnte die Umwälzung aller politischen Verhältnisse nicht dargethan werden. Diese von der Polizei stets verfolgten deutschen Farben, um derentwillen die Burschenschaft jahrelang in Acht und Bann gethan worden und im Kerker gesessen, prangten jetzt in friedlicher Eintracht ne-

beneinander an der Mütze des Polizisten. Und auch am Polizeigebäude wehte neben der schwarz-weißen die schwarz-roth-goldene Fahne. Das war ja die ersehnte neue Zeit, das war Preußen und Deutschland vereinigt unter einem neuen Stern, und diesem Deutschland gehörten auch wir am baltischen Gestade an!

Mit Spannung lauschten wir auf jede Nachricht von Berlin, die halbe Bevölkerung von Königsberg wogte auf den Straßen, überall Zusammenkünfte, in den Kaffees, in den Restaurants in und bei Königsberg, allenthalben politische Debatten, politische Lieder! Und an Kühnheiten fehlte es nicht! Kein Staatsanwalt, kein Polizeibeamter hatte damals Muße und Lust, nach Verstößen gegen die Paragraphen der Gesetze sich umzusehen. Der Wind in den obersten Regionen hatte sich ja vollkommen gedreht, und Niemand wußte, von welcher Seite der Windrose er am nächsten Tage kommen würde.

In jenen Frühlingstagen, in welche zunächst die Einberufung des Vereinigten Landtags, dann die Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung und gegen Ende Mai die Eröffnung derselben, sowie die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main fielen, beherrschte die Politik alle Kreise. Die Gelehrten traten aus ihrer vornehmen Reserve herauf; ein Geheimer Rath und Professor der Staatswissenschaften, derselbe, der einmal dem Scherbengericht der Studentenschaft verfallen war, veranstaltete freie Versammlungen, politische Conventikel und Sprechstunden, wo über allerlei Fragen debattirt wurde. Auch ich war öfters zugegen und betheiligte mich lebhaft an der Debatte. Es war von allgemeinen direkten Urwahlen die Rede, für welche ich einzutreten den Muth hatte. Achselzuckend und mit überlegenem Lächeln wies der Gelehrte diese kühnen Phantasien zurück, indem er behauptete, daß solche Wahlen für alle größeren Staaten ins Bereich der Unmöglichkeit gehörten. Diese Behauptung muß ich hier feste nageln als ein Probestück deutscher Professorenweisheit, der bei allem Reichthum an Kenntnissen und Einsichten, bei aller Unfehlbarkeit, doch gänzlich die prophetische Ader fehlt. Wie rasch wurde jene mit großer Überlegenheit ausgesprochene Überzeugung durch geschichtliche Thatsachen in den zwei großen Culturstaaten Frankreich und Deutschland *ad absurdum* geführt.

Auch in den untersten Volksschichten regte es sich; doch das war damals ein noch gänzlich unbeackter Boden, auf dem nur allerlei Unkraut in Blüthe stand. Eine Versammlung der Königsberger Sackträger wurde von den politischen Rednern haranguirt, doch fehlte den baltischen Kulis noch jedes Verständniß für Politik, und was ihre eigenen Interessen betraf, so begnügten sie sich mit einigen primitiven Andeutungen, denn die Zunge war dem vierten Stande in Deutschland damals noch nicht gelöst. Es machte einen fast komischen Eindruck, wenn man sah, wie sich die Redner auf der kleinen kanzelartigen Tribüne abarbeiteten und bloß in die Luft sprachen, denn die Masse drunten blieb dumpf und stumpf, und nur die von ihr ausgehenden Fuselgerüche schienen darauf hinzuweisen, daß sich ihr politisches Programm in zwei Worte zusammendrängen läßt, in die Worte: „mehr Schnaps.“ Doch die höheren Finanzkreise der Pregelstadt, zu denen auch Direktor Woltersdorff gehörte, mit den Ausschreitungen der politischen Radikalen nicht einverstanden, waren doch weit mehr beunruhigt durch die Proletarierversammlung. Was sollte aus der Lastadie und ihren Speichern werden, wenn die Lastträger anfangen, aufsässig zu werden? Man hatte die Witterung künftigen Unfalls, den Instinkt, der vor einer etwaigen Bewegung dieser „*rudis indigestaque moles*“ eine begründete Scheu hegte.

Das Bürgerthum aber konnte jetzt wieder im Altstädtischen Gemeindegarten Zusammenkünfte halten, bei denen die Politik nicht wie früher ausgeschlossen war, sondern in ihrem Fahrwasser der freieste, stürmische Wogenschlag gestattet war. Eine der wichtigsten Errungenschaften der Märzrevolution war die Bürgerwehr, sie wurde auch in Königsberg eingeführt und für ihre Bataillone Befehlshaber gesucht. Meine militärische Laufbahn war durch einen Armbruch unterbrochen worden; man hatte mich zu den Halbinvaliden gewiesen, und ich habe nie mehr in meinem Leben eine Uniform getragen. Doch das errungene Qualifikationszeugniß zum Landwehrlieutenant verbreitete um mich ein militärisches Glanzlicht, und da ich sonst als einer der rüstigsten Schwimmer von der Zeitströmung getragen wurde und sie in Liedern verherrlicht hatte, so gab man mir zur Leier das Schwert, und meiner Führung wurde ein Bataillon der altstädtischen Bürgerwehr anvertraut. Neben mir kommandirte ein anderer ein älterer pensionirter Stabsofficier, dem ich als ebenbürtig zur Seite gestellt wurde.

Natürlich war ein Theil der Bürgerwehr mit der Wahl eines so jungen Kommandeurs nicht einverstanden. Da gab es ja eine Menge älterer, zum Theil höherer Beamter, die meinem Kommando

unterstellt waren, und ich war auf den guten Willen meiner Untergebenen angewiesen; denn ich hatte ja keine gesetzlich geregelte Disciplinargewalt, und von einem Bürgerwehrstrafgesetzbuch war gar nicht die Rede. Man wollte meine Stellung erschüttern; es kam zu einer neuen Abstimmung; aber die Altstadt war für mich, ich siegte mit imposanter Mehrheit.

Von einer Uniformirung der Bürgerwehr war nicht die Rede; Fahnen wurden ihr genug gestickt und bei dem Spielzeughändler Hering am Altstädtischen Kirchenplatz, der auch zu den Kommandeuren gehörte, wurde ein Prachtstück abgeholt, das die liebenswürdigen Töchter gestickt hatten. Auch mit der Bewaffnung haperte es, noch war alles chaotisch und provisorisch. Ich selbst hatte keinerlei Abzeichen meines militärischen Rangs. Da ließ ich mir wenigstens bei dem Posamentier, bei dem ich wohnte, einen weitleuchtenden, schwarz-roth-goldenen Gurt arbeiten und entlehnte der Theatergarderobe einen stattlichen Säbel bis auf Weiteres, und so kommandirte ich auf dem Schloßhof die Evolutionen eines Bataillons, indem ich mich auf allgemeine Leistungen, Gewehrgriffe, Deployirung, Abbrechen in Rotten und Marschübungen beschränkte. Das ging alles ganz gut, es waren meistens gediente Soldaten dabei, und was mir an höherem Verständniß des Exercirreglements fehlte, das ersetzte ich durch die Kraft meines Organs, welches den ganzen Platz beherrschte.

Von kriegerischen Leistungen weiß ich nichts zu erzählen: wir wurden bisweilen in die Vorstadt oder sonstwohin kommandirt. Das Volk sollte dort unruhig geworden sein. Ich sah nur, daß wir selbst durch unser Erscheinen eine große Unruhe hervorriefen, denn die Proletarier und die Gasenjungen wollten von der Bürgerwehr nichts wissen; sie piffen uns aus, und auch an einzelnen Steinwürfen fehlte es nicht. Die Leute hielten uns für überflüssig, und wir kamen auch allmählich zu derselben Überzeugung, noch ehe in Berlin die preußische Nationalgarde in den Ruhestand versetzt worden war.

Diese militärischen Spaziergänge waren wenig befriedigend für ehrgeizige Gemüther; da eröffneten die Wahlen zum Frankfurter Parlament doch den Blick auf eine Ära politischer Thaten von großer Tragweite. Es waren indirekte Wahlen; zuerst wurden die Wahlmänner gewählt und von diesen die Abgeordneten. Ich gehörte zu den Wahlmännern und ihnen sollte es vorbehalten bleiben, dem Frankfurter Parlament einen Präsidenten zu geben. Simson wurde gewählt. Ich muß indeß bekennen, daß ich mich schnöden Undanks gegen meinen früheren Gönner und Dekan schuldig gemacht, indem ich nicht ihm meine Stimme gab, sondern Johann Jacoby. In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, sagt ein bekanntes Wort, doch noch mehr gilt dies von der Politik. Simson galt für liberal, doch er war als politischer Mann noch nicht in die Öffentlichkeit getreten. Die ganze Zeitbewegung drängte mehr nach links — ein Professor und Staatsbeamter schien uns der Unabhängigkeit zu entbehren, die jetzt eine unerläßliche Bedingung für einen Volksvertreter war. So kam es auch, daß in einer Vorversammlung der ziemlich vollzählig erschienenen Wähler bei der vorläufigen Abstimmung Jacoby eine so überwiegende Mehrheit von Stimmen erhielt, daß die Candidatur Simsons gar nicht in Betracht zu kommen schien. Am nächsten Tage fand nun die entscheidende Wahl selbst statt, und nun begab sich das Wunderbare, daß sich das Blatt gänzlich gewandt hatte und daß Simson mit sehr großer Mehrheit gewählt wurde. Wodurch den Wahlmännern über Nacht plötzlich diese Erleuchtung gekommen war, blieb uns, den Unerleuchteten, ein vollständiges Räthsel; ein zweiter, ähnlicher Fall wird sich wohl kaum jemals in der Geschichte der politischen Wahlen zugetragen haben. Die Zeit war doch für einen so gänzlichen Umschlag sehr kärglich zugemessen. Simson, der Erwählte Königsbergs, erhob sich, um mit seinem prächtigen sonoren Organ und der akademischen Würde, welche die Toga in imposante Falten zu werfen verstand, einige Worte des Dankes auszusprechen, die in dem schwunghaft vorgetragenen Citat aus Schillers „Wilhelm Tell“ gipfelten:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen noch Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

Das war die Würde, das war die Stimme des Präsidenten, der eine große Versammlung beherrschte — und aus dem Kneiphöfchen Junkerhof, wo die Wahl stattfand, ging der Präsident des Frankfurter Parlaments und des Norddeutschen Reichstags hervor, der zweimal die deutsche Kaiserkrone im

Namen der Volksvertretung an die Könige von Preußen brachte, 1848 zu Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, 1871, nachdem sie mit den Waffen erobert worden war, nach Versailles zu König Wilhelm I.

Nach dem Schluß der Theatersaison verließ ich Königsberg, um zu sehen, wie es anderwärts in der Welt aussah und für meine Stücke an auswärtigen Bühnen zu wirken. Besonders zog es mich nach Hamburg, wo Baison, der Direktor des Stadttheaters und der Darsteller meines Byron, weilte, der in allen seinen Briefen mir die wärmsten Sympathien und eine fast begeisterte Anerkennung entgegenbrachte.